

Inhalt:

Intro / Impressum	5
Unter und über dem Fluß	6
Heringssalat mit Herta Müller	12
4 x Deutsche Einheit	14
Würzburger Apokalypse	20
Vielfalt statt Thema	23
Reisen klappt den Kopf auf	26
Kohlhaas adaptiert	28
Transparenter Irrgarten	29
Blubber, blubber...	30
Häuser und anderes Teil 3	32
Short cuts	36

MUSEUM IM KULTURSPICHER WÜRZBURG



AUSSTELLUNGEN IM DEZEMBER

EMIL NOLDE MENSCH NATUR MYTHOS

5. DEZEMBER 2009 BIS 14. FEBRUAR 2010

AQUARELLE UND GRAPHIK AUS DEM BERLINER
KUPFERSTICKKABINETT

DREHSCHIEBE I DURCH DIE BLUME GESAGT

12. OKTOBER 2009 BIS 14. MÄRZ 2010

Museum im Kulturspeicher Würzburg
Sammlung Peter C. Ruppert -
Konkrete Kunst in Europa nach 1945
Städtische Sammlung des 19., 20. und 21. Jahrhunderts
mit Nachlass Emy Roeder
Veitshöchheimer Str. 5
97080 Würzburg
Tel. 0931-3 22 25-0
www.kulturspeicher.de

Öffnungszeiten
Dienstag 13-18 Uhr
Mittwoch, Freitag, Samstag, Sonntag 11-18 Uhr
Donnerstag 11-19 Uhr



Manfred E. Scharpf
19. September - 15. November 2009

MAX-21 Galerie

Öffnungszeiten: Samstag und Sonntag jeweils 14.00 - 18.00 Uhr
zusätzliche Besuchstermine gerne nach Anmeldung
Maxstraße 21 97346 Iphofen Tel.: 09323/870656
internet: www.max-21.de e-mail: info@max-21.de

Intro

Sollen wir nun oder sollen wir nicht – einstimmen in die üblichen klischeehaften Jubelarien gewisser Jubiläen? Ganz im Stile einer goldenen Hochzeit oder der goldenen Mitte des Lebens (heutzutage dank medizinischer Hilfe) die 50 doch in Gold aufs Cover bringen?

Wie Sie sehen, geneigter Leser oder uns beäugender Kritiker, haben wir uns für ein schlichtes Weiß entschieden, weil eigentlich goldene Anlässe auch immer seltsamer werden. 50 Jahre Betriebszugehörigkeit wird es künftig kaum mehr geben, 50 Jahre goldenen Schnitt gibt es höchstens noch bei den Scheidungen, der wird dann aber doch schnell rot. Dafür darf das 50jährige als Beitragszahler bei der Krankenkasse, falls noch körperlich möglich, mit einem Schnabeltassen-Umtrunk gefeiert werden. Und ob es bei 50 Stadträten viel zu jubeln gibt?

Weiß wie der Schnee ist die Farbe unserer 50, und schließlich beginnt die weiße Weihnachtssaison auch schon Anfang Oktober.

Wobei, angesichts des Schnees in unserem Jahrhundert eher ein zarter Grauschleier mit ins Bild müßte, und im Gegensatz zum X-mas-Hype geht es bei unserem Heft immer noch um die inhaltliche Bedeutung nicht um den gewinnträchtigen Event mit einhergehender erschöpfenden pre- oder post-festiven Besinnungslosigkeit.

Falls dazu überhaupt die Zeit bleibt, schließlich ist ja bald Ostern.

Obwohl wir jetzt der Zeit vorausgeeilt sind, vermelden wir dennoch ganz nüchtern ohne Pomp und Pathos, daß es die **nummer** seit November 2004 gibt. Seit fünf Jahren also. Daß daraus einmal 50 Jahre werden, steht indes nicht zu befürchten, denn die jetzt noch jugendlich wirkende Redaktion wäre dann doch über die 100 hinausgeschossen.

Die Redaktion

nummerfünfzig

herausgegeben vom **Kurve e.V.** –
Verein zur Förderung von Kultur in
Würzburg

Druckauflage: 1500 Exemplare
Herstellung: Beckdruck GmbH, Würzburg

Kontakt

nummer
c/o Malerfürstentum Neu-Wredanien
Innere Aumühlstraße 15-17 · 97076 Würzburg
Tel.: 09 31 – 41 39 37 · mail@nummer-zk.de

Bankverbindung

VR-Bank Würzburg · BLZ 790 900 00
Konto 78 417 · Kontoinhaber: Kurve e.V.

Redaktion und Mitarbeiter

Angelika Summa [sum] – V. i. S. d. P.
Wolf-Dietrich Weissbach [wdw],
Achim Schollenberger [as], Renate Freyeseisen,
Eva-Suzanne Bayer, Falk von Traubenberg,
Nico Manger, Ulrich Karl Pfannschmidt,
Aaron Freeman, Clemens Tangerding.

Für die Inhalte der
Artikel sind die AutorInnen selbst verantwortlich.

Umschlaggestaltung

nach einem Konzept von Akimo
Umschlagfarbe Weiß

Layout

Wolf-Dietrich Weissbach

Anzeigenpreisliste 1.2006

Künstlerportfolio:			
€ 150	Ganze Seite	180 x 240	(186 x 246)
Short Cuts:			
€ 100	Viertelseite	77,5 x 100	
€ 180	Halbe hoch	77,5 x 205	
€ 180	Halbe quer	160 x 100	
€ 300	Ganze Seite	160 x 205	
€ 300	Anschnitt/U4	186 x 246	
alle Maße: Breite x Höhe in mm			
alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.			

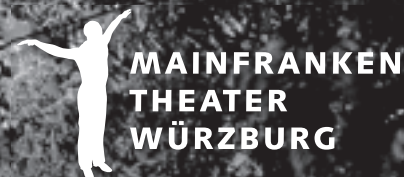
Umschlagfarbe (Sponsoring):

€ 100	HKS-Farbskala	
€ 125	Pantone-Farbskala	
alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.		

€ 48	Mitgliedschaft im Förderverein Kurve e.V.	12 x 1 Heft
€ 36	Jahresabonnement	12 x 1 Heft
€ 36	Geschenkabonnement	12 x 1 Heft
€ 60	Förderabonnement	12 x 2 Hefte
€ 100	Superabonnement	12 x 4 Hefte
alle Preise inkl. gesetzl. MwSt.		

Die Mitgliedschaft ist jederzeit kündbar.
Das Abonnement verlängert sich um weitere 12 Monate,
wenn es nicht 4 Wochen vor Ablauf gekündigt wird.
Das Geschenkabonnement verlängert sich nicht.

Ballettabend in zwei Teilen von Anna Vita
Ab 28. November 2009 | Großes Haus
www.theaterwuerzburg.de





Unter und über dem Fluß

Treffen mit einem Würzburger Musiker in New York

Text: Clemens Tangerding Fotos: Aaron Freeman

Der Bus, in dem ich sitze, rast über die Autobahn. Der Motor heult ununterbrochen. Der Verkehr ist dicht. Auf den zwei Spuren links von mir überholen in enger Folge kleine japanische und überdimensional große, amerikanische Autos den New Jersey-Transit-Linienbus. Alle fahren die kurvige Strecke zum Lincoln-Tunnel hinunter, der New Jersey mit Manhattan verbindet. Die Röhre unter dem Hudson River sieht beim Heranfahren viel zu schmal für all die Autos und Busse aus. Drinnen ist es schlagartig dunkel. Nur ein paar orangefarbene Lichter an den Wänden weisen den Weg. Die Nähe der Lampen, der Kacheln an den Wänden und der Rohre an der niedrigen Decke vermitteln den Eindruck, als würde man schneller sein, als man es eigentlich ist. Das ist auch gut so, denke ich. Denn ich möchte hier so bald wie möglich wieder raus. Die schmalen Spuren des Tunnels zwingen Auto-, Bus- und LKW-Fahrer, noch näher aneinander zu fahren als vorher. Auch der Abstand zu meinen Sitznachbarn erscheint mir plötzlich kleiner. Vor mir sitzen zwei Angestellte, beide tragen Oberhemden, aber kein Sakko, neben mir eine Latina mit weißen Kopfhörern im Ohr. Ob auch sie sich bedrängt fühlen? Eine Reihe weiter vorne am Gang kramt eine Asiatin, die wie eine vielfache Mutter aussieht, in ihrer Handtasche. Sie zieht eine alte Plastiktüte heraus und umgreift diese unheimlich fest mit ihrer rechten Hand.

Asiatisch diskret

Dann sieht sie wie gebannt auf die vor uns fahrenden Autos, während sie die Plastiktüte in ihrer Hand immer weiter zusammendrückt. Ich ahne, was passiert. Noch einige Minuten lang starrt sie durch die Windschutzscheibe auf die Fahrbahn. Dann krümmt sie sich leicht in sich zusammen, hält die Plastiktüte vor ihr Gesicht und bricht hinein, ganz leise, asiatisch diskret. Sie wischt sich den Mund ab, nimmt einen Schluck Wasser aus einer Plastikflasche und schaut wieder konzentriert nach vorne, als würde sie sich wünschen, daß ihre Mitfahrer genau dies tun: nach vorne schauen, statt auf sie zu blicken. Vorher knotet sie die Tüte zu und läßt sie zwischen ihren Beinen verschwinden – denkt sie: Sie meint offenbar, daß die Tüte für die anderen Fahrgäste nicht sichtbar ist. Doch aus Versehen muß sie den Beutel rechts neben sich, über die Armlehne im Mittelgang gehängt haben. Dort pendelt er jede Bewegung des Busses aus. Ich muß grinsen über die unfreiwillige Komik. Und ich bin erleichtert. Denn erstens stinkt es nicht, zweitens weiß ich jetzt, daß ich nicht der einzige bin, dem es in diesem engen Tunnel mulmig

wird. Als es wieder hell wird, fährt der Bus ins Port Authority Bus Terminal. In Deutschland würde dieses Gebäude „Zentraler Omnibus-Bahnhof (ZOB)“ heißen. Der Fahrer rast die engen, an beiden Seiten von grauen Mauern begrenzten Bahnen so schnell entlang, daß ich Mitleid mit ihm bekomme, weil er die Auffahrt angesichts der Geschwindigkeit und Sicherheit schon abertausende Male hinauffahren sein muß. Routinen haben gleichzeitig etwas Souveränes, andererseits aber etwas Abgenutztes, etwas Ausgelaugtes, etwas Resigniertes an sich.

Der schwarze Schaffner

Ich steige aus und ströme mit den anderen aus dem riesigen Busbahnhof. Von der Port Authority zur Metro-Station an der 42. Straße ist es nur ein Block. Ein Block ist der Abstand zwischen zwei Straßen. Für einen Block, so lerne ich später, braucht man eine Minute. Von einer Avenue zur nächsten dagegen läuft man ungefähr fünf Minuten. Kaum aus dem einen Tunnel heraus, geht es schon wieder unter die Erde. Das Tageslicht habe ich nur kurz gesehen, weil ich nach oben geschaut und zwischen den Türmen den Himmelsstreifen entdeckt habe, der parallel zur Straße verläuft. Unten am Bahnsteig fährt eine Metro ein, die nicht für mich bestimmt ist. Neben mir kommt der erste Wagen zum Stehen. Ich sehe kurz in die Augen eines schwarzen U-Bahn-Fahrers. Wieder steigt dasselbe Mitleid mit Menschen in mir auf, deren Leben aus vielen Routinen besteht. Ich merke, daß es diesem Mitgefühl egal ist, wie die Beobachteten ihr Leben und ihre Routinen es selbst empfinden. Instinktiv schaut der schwarze Schaffner sofort weg. Der große Mann sitzt in seiner Fahrerkabine und trägt einen Kapuzenpulli, die Kapuze weit ins Gesicht gezogen. Sein linkes Bein hat er irgendwo aufgestützt, so daß er seinen Arm während der 30 Sekunden am Bahnsteig, in denen er nichts zu tun hat, auf sein Knie und sein Gesicht in seine Hand stützen kann. Er kaut Kaugummi und sieht nach vorne in den Tunnel, in den ihn die Schienen gleich führen werden. Nicht nur sein Gesicht bewegt sich beim Kauen, sondern auch sein Arm und ganz leicht sein Bein. Er sieht lässig aus. Es ist diese Rapper-Lässigkeit, die mir noch oft begegnen wird.

Die U-Bahn bringt mich nach Downtown Manhattan. Vor einem Jazzclub in Greenwich Village treffe ich auf einen großgewachsenen, freundlich lächelnden Mann mit Brille, der mich in ein Jazzkonzert mitnehmen wird: Sebastian Nölle. Sebastian ist selbst Jazzmusiker und hat seine



Musiker mögen es stilisiert: Der Jazzgitarrist Sebastian Nölle

Jugend in Würzburg verbracht. Ein Teil seiner Familie lebt heute noch hier. Er hat Deutschland nach seinem Studium an der Musikhochschule Mannheim verlassen und ist für seine weitere Ausbildung nach Boston gegangen. Danach ist er nach New York umgezogen. Mittlerweile lebt der 35jährige seit knapp zehn Jahren in den Staaten. In Boston hat er bei John Abercrombie studiert, einem der besten Jazzgitarristen der Welt, mit dem er inzwischen eine CD aufgenommen hat („Freedom trail“). Wir gehen in den kleinen Klub La Lanterna, in dem heute Lage Lund mit seinem Trio spielt. Während der norwegische Gitarrist und die anderen sich vorbereiten, erzählt mir Sebastian von seine Entscheidung, nach New York zu gehen. Er ist einer der Musiker, die hierher gekommen sind, obwohl sie wußten, daß diese Stadt nichts so wenig braucht wie neue Jazzmusiker. „Für manch einen“, so Nölle, „mag das ein Grund sein, nicht nach New York zu ziehen. Für mich und viele andere ist es das Gegenteil. Weil hier alle Jazzer versammelt sind, will man hier auch sein. Es gibt mir das Gefühl, zu einer großen Familie zu gehören. Und es bringt mit sich, daß man arbeitsam, neugierig und bescheiden bleibt.“ Natürlich habe dieser Wohnort auch Nachteile: „Die Kehrseite der Medaille ist, daß sich alle um die gleichen Gigs ’zanken’.“

In New York angekommen

Allerdings, so der Würzburger, sei selbst das letztlich positiv: „Wettbewerb hebt ja bekanntlich die Qualität.“ Ich frage ihn, wie es denn am Anfang war, als noch keiner ihn kannte. „Das erste Jahr in New York ist für jeden hart. Man hangelt sich erstmal von Job zu Job, bei mir war das Musikladen, Plattenfirma, dann ein Unterrichtsjob an einer Schule. Nach einem Jahr wird es besser, und während des zweiten Jahres stellte sich ein gewisses Gefühl ein, zu Hause zu sein.“ Inzwischen ist Nölle in New York angekommen. Er spielt nicht nur mit großen Namen, sondern ist selbst eine bekannte und geschätzte Größe in der Jazzszene. John Abercrombie hat öffentlich das herausragende Niveau seines einstigen Schülers gelobt. Und der Berliner Jazzgitarrist Moritz Cartheuser beschreibt ihn als „superguten Instrumentalisten“. Er spiele, so Cartheuser „sehr geschmackvoll, sehr ausgewählt.“ Und: „Sebastian Nölle ist in der New Yorker Szene angekommen, allein das ist sehr beachtlich.“

An diesem Abend sitze ich neben ihm und höre zunächst dem Veranstalter zu, der das Publikum und die Musiker begrüßt. Er ist Ende dreißig, trägt ein gutes, schwarzes Hemd, bei dem die obersten beiden Knöpfe geöffnet sind, und eine blaue Jeans. Seine Haut

ist dezent gebräunt. Er hat kurzes, mittelbraunes Haar. Ohne Zweifel sieht er gut aus, aber etwas an ihm finde ich verwunderlich. Irgendetwas an seinem Gesicht paßt nicht zusammen, entspricht nicht dem Aufbau, der Komposition, der Logik des übrigen Gesichts. Ist es der Mund? Die Augen? Die Nase? Oder der Ausdruck? Ich kann es nicht sagen.

Die Sätze, mit denen er uns willkommen heißt, sind entspannt und einladend. Er spricht die Gäste häufig direkt als „you guys“ an und macht dem Publikum Komplimente. Lage Lund lobt er als einen der ganz Großen. Es hört sich wohlwollend an, was und wie er redet. Jedes Mal, wenn er „you guys“ sagt, lächelt er und senkt seine Arme leicht nach unten. Aber auch in seinen Worten liegt, wie in seinem Gesicht, etwas, das da nicht hineingehört. Mir kommt es vor, als würde er mit den Gefühlen eines anderen Menschen zu uns sprechen. Ich habe den Eindruck, als hätte er sich sein gesamtes Auftreten abgeschaut. Jeder Satz, jede Bewegung scheint perfekt ausbalanciert. Kein Stocken im Redefluß, kein Verhaspeln, kein instinktives Wegdrehen vom Publikum, kein Erröten. Dennoch hinterläßt seine Begrüßung einen netteren Eindruck als die ehrlich empfundene Gefühlsleere in vielen deutschen Reden: „Ich freue mich, daß sie heute abend (trotz des schlechten bzw. schönen Wetters) so zahlreich gekommen sind.“ Sebastian erzählt mir später, der Veranstalter sei selbst Jazzgitarrist, aber kein besonders erfolgreicher. Als er gemerkt habe, daß niemand ihn habe hören wollen, habe er umgesattelt und sei Organisator geworden. Vielleicht, überlege ich, hat sich der Mißerfolg als Musiker so tief in ihn eingegraben, daß er sich das Enttäuschtsein verboten und durch den Willen zum Wohlwollen ersetzt hat. Oder war er schon immer so?

Across the river

Als ich wieder zu Hause in Deutschland bin, höre ich Sebastians neue CD. Sie heißt „Across the river“. Nach einigen Stück verstehe ich, was Moritz Cartheuser noch über Sebastian gesagt hatte: „Er ist ein Musiker, der sehr genau weiß, was er spielt.“ Ich höre sie mir an und unwillkürlich kommt mir meine Busfahrt durch den Lincoln-Tunnel in den Sinn. Wer weiß, wie sich Sebastians Musik anhören würde, wenn er in New Jersey lebte. Vielleicht hätte er dann seine CD „Beneath the river“ betitelt und seine Stücke viel dunkler, enger und ängstlicher interpretiert. Doch seine CD heißt „Across the river“, „Über den Fluß“, und so klingt sie auch: ohne Zwänge, wie von Licht durchflutet, frei. ¶



*Sebastian Nölle ,
in New York angekommen.*

Heringssalat mit Herta Müller

Vor 20 Jahren - Lesung und Häppchen mit einer Schriftstellerin

von Achim Schollenberger

War die nicht mal bei euch?“ Kurz nachdem Herta Müller den diesjährigen Nobelpreis für Literatur zugesprochen bekam, klingelte bei Margit Kirchner öfters das Telefon. Was durch Funk und Fernsehen publik gemacht wird, dringt natürlich schnell in kleine Kreise, sorgt für Gesprächsstoff und weckt Erinnerungen. Man fragt nach, will Bestätigung. Man hat sich doch nicht getäuscht? Wann war das noch einmal genau? Schließlich ist es schon eine Weile her. Vor gut 20 Jahren, am 28. April 1989, gab Herta Müller ein Stelldichein im Würzburger Stadtteil Frauenland. Eingeladen hatten die Schriftstellerin damals Margit Kirchner und ihr Mann Walter Brexl. Ganz simpel ging das, ein Brief an den Verlag ihres Buches und - irgendwie mag man es heutzutage kaum glauben - Herta Müller antwortete in einem

Erinnerungen Fotos: Schollenberger



Brief höchstpersönlich. Einfach so. Und kam dann auch per Bahn nach Würzburg. Die künftige Nobelpreisträgerin (am 10. Dezember findet in Stockholm die Verleihung statt) wurde 1953 in Nitzkydorf/Temeswar geboren und wuchs auf im Kreis der Banater Schwaben, einer deutschen Minderheit in Rumänien. Sie konnte 1987 mit ihrem damaligen Mann Richard Wagner nach Deutschland ausreisen. Fünf Jahre zuvor war in ihrem Geburtsland ihr erstes Buch „Niederungen“, allerdings stark beschnitten, erschienen. Nicht wenige der Banater Schwaben empfanden das Werk als „Nestbeschmutzung“. Bei Margit Kirchner hatte das Buch später, als es in Deutschland 1984 in unzensurierter Fassung erhältlich war, einen tiefen Eindruck hinterlassen und die Idee geformt, die zu dieser Zeit hierzulande noch relativ wenig bekannte Schriftstellerin nach Würzburg zu holen. Für einen geladenen Kreis zunächst mit 30 bis 40 Besuchern. „Sie war sehr zurückhaltend, eher schüchtern. Sie wirkt im Fernsehen heute, abgesehen vom Äußeren, noch genauso wie damals“, schildert Walter Brexl seinen Eindruck von der ersten Begegnung mit Herta Müller. „Vielleicht war sie auch vorsichtig.“ Offenbar war Herta Müller auch noch in der BRD ein lohnendes Ziel für den rumänischen Geheimdienst Securitate. Wenn man die Zuhörer nicht kennt? Es hätte ja sein können... Doch sollten solche Gedanken Herta Müller durch den Kopf gegangen sein, anmerken hatte sie es sich nicht lassen. Dagegen konnte sie mit ihrer bildhaften Sprache und den gelesenen Geschichten wie „das schwäbische Bad“ jeden Zuhörer fesseln. Ganz ohne Allüren und ungekünstelt, aber mit einer großen eindringlichen Ausstrahlung, welche nicht nur Margit Kirchner nachhaltig beeindruckt hatte. Es war Müllers erste Lesung in einem Privathaus, wie sie später in einer Widmung in einem Buch an ihre

Gastgeberin schrieb. Und die Erinnerung dabei muß eine sehr schöne und gute gewesen sein. Vielleicht lag es an der Atmosphäre. Erst gab es die Lesung, dann meistens eine intensive Befragung des Gastes, dazu, als Schmankerl, eine kleine musikalische Umrahmung und schließlich Heringssalat. Den gab es mit Schnittchen und Wein zur Unterstützung für die eher intimeren Auseinandersetzungen mit dem eben Gehörten und dem Werk der Autorin. Gemundet hat er allen, Literaten wie Gästen, erzählt Margit Kirchner.

Heringssalat eben ...

Es sollte eben nicht der einzige Heringssalat bleiben. Die schnell legendär gewordene Stärkung blieb die kulinarische Grundlage für weitere Lesungen. Zehn insgesamt gab es in 13 Jahren zu hören, das Gast-Honorar, die Anreise und Übernachtung bezahlten Margit Kirchner und Walter Brexl aus eigener Tasche. Immer war ein großes Interesse bei den beiden Initiatoren vorhanden für die Problematik der Unfreiheit, der politischen wie menschlichen Unterdrückung, die sich letztlich auch in der Auswahl der eingeladenen Autoren zeigte. An Cyrus Atabay (1929-1996) den charismatischen persischen Dichter mit verwandtschaftlichen Verbindungen zum persischen Herrscherhaus (Reza Schah Pahlevi war sein Großvater mütterlicherseits). An seine Gedichte denken beide gerne zurück. Dieser, Ende der 30er Jahre in Berlin aufgewachsen, hatte ab 1952 in München Germanistik studiert. Später war er nach der Islamischen Revolution im Iran ein Staatenloser geworden, der 1978 in London Asyl fand. Was man im Gespräch mit Walter Brexl spüren kann: Aus einer einfachen Lesung im November 1992 war mit Atabay in dessen letzten vier Lebensjahren Freundschaft entstanden.

Irmela von der Lühe kam 1994 in den Genuß des Heringssalates. Die Zuhörer zusätzlich noch zu einem Vortrag zur Biographie Erika Manns. Die jüdische Schriftstellerin Edith Silbermann, geboren 1921 im damals rumänischen Czernowitz (heute Ukraine) war 1996 in Würzburg in dem kleinen literarischen „Salon“. Seit ihrer Kindheit war sie mit dem ebenfalls im selben Ort geborenen Paul Celan befreundet gewesen. Sie ist eine Zeitzeugin, die den 1970 gestorbenen Lyriker noch persönlich kannte. Ihre Begegnungen schilderte sie in ihrem 1995 erschienenen Buch.

Dann schließlich war das heimische Wohnzimmer doch zu klein geworden. Brigitte Hamann füllte mit ihrer Lesung zu „Hitlers Wien“, welche Margit

Kirchner in Zusammenarbeit mit dem Zonta Club Würzburg veranstaltet hatte, den Hörsaal 162 an der Neuen Universität am Sanderring. In den folgenden Jahren kamen noch Gertrud Seydelmann, Dagmar von Gersdorff und Martha Schad.

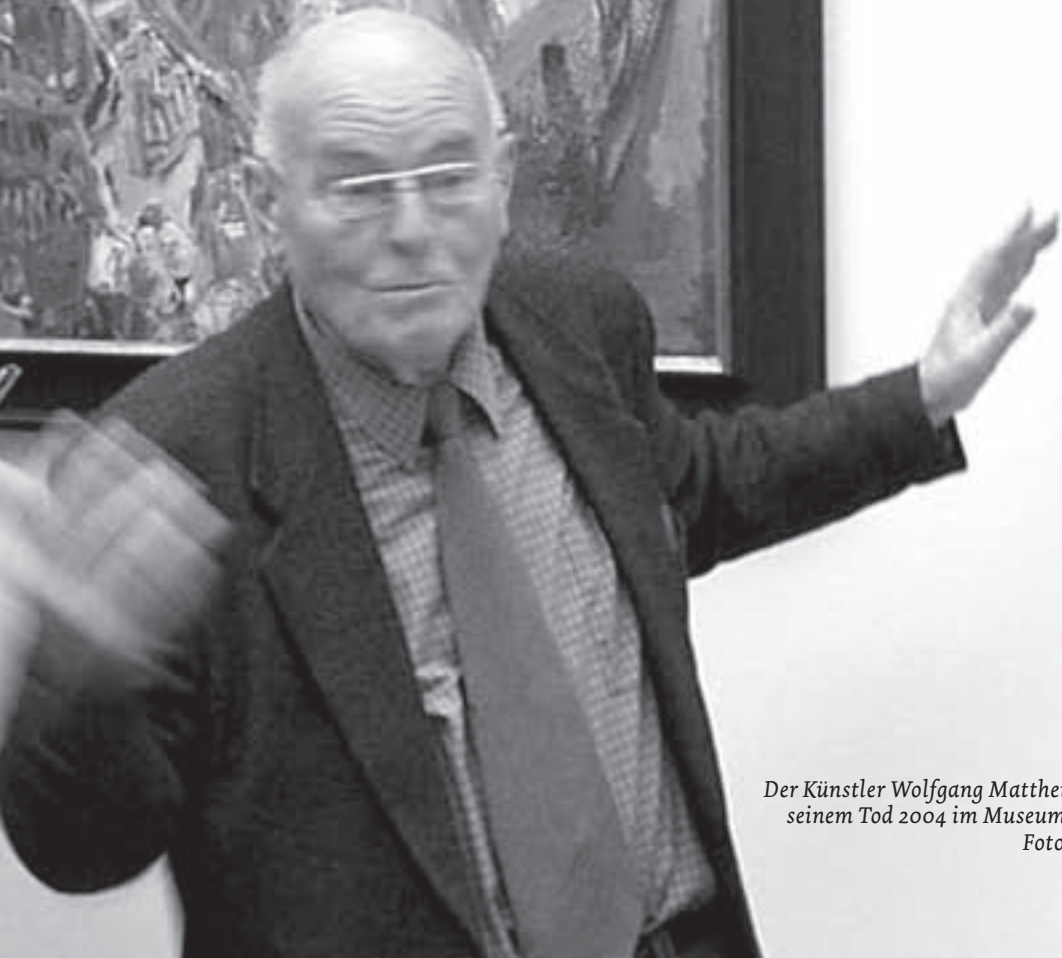
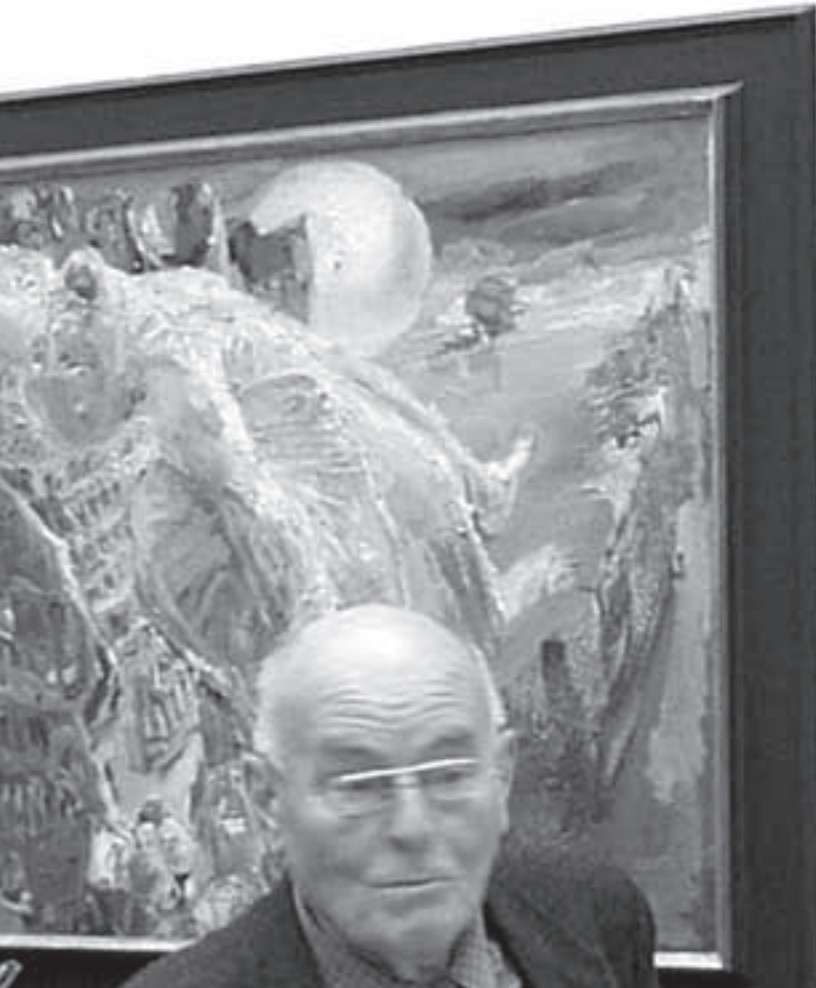
Im Jahr 2001 war dann Schluß. Der geplante Kulturspeicher begann konkrete Form anzunehmen. Seither unterstützen Margit Kirchner und Walter Brexl als Freunde des Kulturspeichers das Museum tatkräftig.

„Die Lesungen gingen ja weiter, denn die damalige Leiterin der Würzburger Stadtbücherei, Hannelore Vogt, hat ja dann eine imponierende Lese-Reihe mit wirklich bekannten Autoren initiiert“, sagt Margit Kirchner. Sie freut sich aber heute, daß sie und ihr Mann damals einen so guten Riecher gehabt und eine Literatur-Nobelpreisträgerin für ihren kleinen Lesekreis entdeckt haben. Und neidisch könnte man schon werden, wenn man die Stapel mit signierten Büchern auf ihrem Tisch liegen sieht. ¶

P.S. Herta Müller war 2002 noch einmal in Würzburg in der Universitätsbibliothek am Hubland zu hören und sehen im Rahmen der „Werkstattgespräche mit Autoren der deutschen Gegenwartsliteratur.“

Margit Kirchner und Walter Brexl





4 x Deutsche Einheit

Von Renate Freyisen

*Der Künstler Wolfgang Mattheuer, wenige Monate vor seinem Tod 2004 im Museum am Dom in Würzburg.
Foto: Achim Schollenberger*

Kunsthalle Schweinfurt

20Jahre Deutsche Einheit – das beinhaltet einen geschichtlichen Abschnitt nicht ohne Reibungen. Die Kunsthalle Schweinfurt erinnert durch Gegenüberstellungen von Ost- und Westkunst daran. Denn die Stadt mit ihrer Region ist durch ihre Nähe zur ehemaligen deutsch-deutschen Grenze vielleicht stärker als andere von diesen Umbrüchen und Brüchen betroffen gewesen. Die Reaktion auf die Veränderungen durch die „Wende“ wird auch im Schaffen regionaler Künstler deutlich spürbar. Doch der Blick reicht weiter zurück, über die Grenzöffnung hinaus. So werden prominente Künstler der DDR, vornehmlich der „Leipziger Schule“ in Kontrast gesetzt zu solchen aus dem Westen. Die Ängste der Nachkriegszeit schlagen sich bei den Vertretern des östlichen Deutschland nieder in eher düster grundierten, figuralen Bildern – und das bleibt auch noch so nach 1989. Auch die „Provinz“ Franken reagierte pessimistisch auf den Mauerbau, wie es etwa Erich Husemann oder Hubert Neidhart zeigen. Bei der Gegenüberstellung beider deutscher „Seiten“ geht es auch um die Diskussion zwischen abstrakt im Westen und figural im Osten, die teilweise erbittert geführt wurde. Doch die gesellschafts- und systemkritischen Themen ließen und lassen sich am besten transportieren, wenn sich Kunst am Gegenstand orientiert. So ist der „Gespaltene Mensch“ bei Wolfgang Mattheuer ein Sinnbild für das getrennte Land, und Michael Morgners Riesenplastik „Schreitender“ geht voraus in die Freiheit, aber mit hoch über dem Kopf erhobenen Fäusten. Die „Wende“ ist also keineswegs unbestritten. Fotokunst aber zur Berliner Mauer – von der heute kaum noch etwas zu sehen ist – bedeutet ein unwiederbringliches Dokument der Zeitgeschichte. Das Bild „Der Tiger“

von Karl Horst Hödicke ist, auch in den Farben, eine Allegorie auf den Mauerfall und die damit zusammenhängenden Probleme. Auf ähnliches aufmerksam macht der Meininger Künstler Udo Eisenacher mit „Sperrgebiet“. Auffällig ist, daß viele der Künstler aus dem Osten Deutschlands das Triptychon wählten, um sich mit dem Fall der Mauer auseinanderzusetzen, so Rolf Händler in „Aufbruch“, Volker Stelzmann in „Berliner Nacht“, alle keineswegs Euphorie ausstrahlend, und auch die drei „wilden“, farbstarken Bilder von Hartwig Ebersbach zeigen eher die Zerstörung als einen positiven Ausblick. Selbst das neueste Triptychon von Johannes Heisig, „Berlin oder die einende Kraft der Musik“, deutet auf Zerrissenheit, weniger auf Harmonie hin. Ähnlich kritisch sein Vater Bernhard Heisig. Ein besonderer Bereich in einem Kubus ist der Clara-Mosch-Gruppe gewidmet, fünf unangepaßten DDR-Künstlern. Ihre Produzentengalerie (bestehend 1977-1983) schuf in der Nähe von Karl-Marx-Stadt, abseits vom staatlich gelenkten Kunstbetrieb, listig und kritisch Werke, die sich mit der DDR-Wirklichkeit auseinandersetzten, etwa ironisch mit der Paß-Vergabe, oder westliche Kunstformen etwa in Plein-air-Veranstaltungen bekannt machten, wobei die „freie Luft“ durchaus doppelsinnig gemeint war. Leider war davon vieles vergänglich, wie die „Mehl-Kunst“, vieles wurde nicht dokumentiert. Ungewollt komisch: Lediglich die Stasi hielt alle Aktionen fest. Daß mit der Wende alles positiver gesehen worden wäre, ist ein Trugschluß; man vergleiche nur Max Uhligs „Männliches Bild“ mit Verena Rempels „Pantokrator“ – hier ein Mensch, der als Persönlichkeit unter dem Strich-Gehege kaum mehr kenntlich ist, dort ein fraglicher Heilsbringer, zusammengesetzt aus lauter Politiker-Porträts. Bis 10. 1. 2010.

Museum am Dom in Würzburg

Auch das Würzburger Museum am Dom, das schon immer Künstler aus der ehemaligen DDR zeigt, bringt zum Jubiläum einen der „Großen“ von „drüben“, nämlich in einer kleinen Präsentation, Wolfgang Mattheuer (1927-2004), einen profilierten Vertreter der „Leipziger Schule“. Von ihm sind 43 Zeichnungen aus der Sammlung Peter Mathar im Zwischengeschoß zu sehen. Er hat mit dem Thema „Jahrhundertschritt“ bewußt machen wollen, daß der Mensch protestiert gegen Zwänge, daß er leidet an der Unfreiheit, daß er da heraus will, auch wenn es ihn fast die Existenz kostet. Nicht ohne Grund findet man bei Mattheuer scheinbar religiöse Motive wie

Volker Stelzmann, Die Treppe
Abb.: Kunsthalle Jesuitenkirche
Aschaffenburg



den Gekreuzigten, mythologische Anspielungen auf Ikarus, das Labyrinth, Sisyphos, Äußerungen eines Künstlers auf der Suche nach dem Sinn seines Schaffens und der Stellung des Menschen im politischen System, Ausdruck des Leidens an der Gegenwart, am Alltag. Gerade die Zeichnungen sind unmittelbarer, spontaner als die Gemälde, autonom. Deutlich beim Vergleich der „Landschaft mit Regenbogen“: Die Pastell-Zeichnung wirkt düsterer; das Gemälde weist leuchtendere Farben, eine stärkere Betonung der Straße hin zum Horizont und Blüten an den kahlen Bäumen auf, alles Symbole für einen hoffnungsvollen Aufbruch oder die Sehnsucht danach. Immer wieder hat Mattheuer die Plastik „Jahrhundertschritt“ mit Zeichnungen vom weit ausgreifend Schreitenden begleitet, der die Faust reckt. Zum Thema gehört auch das Motiv des Stürzenden, des trotzig emporgestreckten Arms in „Trotz allem“, die zerrissenen Figuren von Kain und Abel. Das vergebliche Bemühen des Menschen um Befreiung von Zwängen taucht immer wieder auf, etwa im Laufrad, im Teufelskreis; schließlich äußert es sich in „Aggression“. Zeichnungen von Landschaften bewegen sich, etwas verdeckter, im Kontext der Hoffnung. Mattheuer, stets mit Skizzenblock ausgerüstet, hielt ständig seine Eindrücke bei Wanderungen oder Spaziergängen fest. Zwei Bestandteile finden sich da immer wieder: eine Straße zum Horizont und eine Sonne darüber, Ausdruck der Sehnsucht, auch nach Erweiterung, politisch zu verstehen bei einem DDR-Bürger, der sich nie angepaßt hatte, weder an „modische“ Stilrichtungen noch an die geforderte Staatskunst, und auch nach der Wende sich den Gesetzen des Marktes verschloß. „Ich möchte nun einmal die Menschen innerlich bewegen, beunruhigen, erregen.“ Und dazu mußte seine Kunst „erkennbar und ästhetisch erlebbar“ sein. Bis 29. 11.

Deutschordensmuseum in Bad Mergentheim

Einen informativen Überblick über das, was die DDR-Kunst leistete, abseits des „Sozialistischen Realismus“, bietet das Deutschordensmuseum in Bad Mergentheim. Und hier ist gleich zu erkennen: Von wegen Staatskunst – die Kunst in der DDR war häufig gesellschaftskritisch, oft unangepaßt, politisch nie ganz korrekt, und sie orientierte sich am Figuralen, weil sie damit den Betrachter unmittelbar erreichen konnte. Eine handwerkliche Grundlage, die in den Akademien vermittelt wurde, war dafür unabdingbar. All dies zeigt mit 70 Gemälden und Skulpturen aus

der Nationalgalerie in Berlin diese repräsentative, umfangreiche Ausstellung. Sie ist geordnet einmal nach chronologischen Gesichtspunkten, dann aber auch nach den diversen Zentren in Berlin, Leipzig, Dresden und Halle/Saale. Die „Szene“ im ehemaligen Osten Deutschlands wurde anfangs noch beeinflusst von Neuer Sachlichkeit und Expressionismus. Die DDR-Kunst befaßte sich vorrangig mit der widersprüchlichen Realität des Alltags im „realen“ Sozialismus. Die Ausrichtung am Gegenständlichen, die fundierte Ausbildung an den Hochschulen, der eher subtile Rückzug hinter die Tradition, etwa eines Dix, Cézanne oder Picasso ist dabei auffällig. Gleich nach dem Krieg gab es z. B. in Berlin die „dunkle Malerei“, Bilder, die schwere Melancholie ausstrahlen, Hinweise auf existentielle Not, wie in Strawaldes „Beweinung“, düstere Stilleben und Akte, graue Stadtlandschaften. Auch die Maskenhaftigkeit der Köpfe oder spürbare Einsamkeit etwa in Porträts sprechen von ähnlichem. Gerade die „Leipziger Schule“ zeigt sich offen oder verdeckt kritisch, so Werner Tübkes vielfiguriger „Feierabend armenischer Kolchosbauern“, Bernhard Heisigs Antikriegsbild „Denkmal am Morgen“, Volker Stelzmanns „Bunkerkarneval“ oder Wolfgang Mattheuers böse-sachliches Gemälde „Die Ausgezeichnete“, bei der man eine eigentlich Ausgebeutete leer und armselig da sitzen sieht. Sie wirkt ausgeblutet, ohne Perspektive, der Tulpenstraß vor ihr verloren. Dresdner Künstler wie Willi Sitte kontrastieren den Menschen etwa in einer Strandszene mit seiner körperlichen Verletzlichkeit, Max Uhlig läßt die menschliche Figur sich unter einer Vielzahl von Strichen behaupten, Angela Hempels blutige „Medea“ orientiert sich an den



Werner Tübke,
Selbstbildnis in
Samarkand, 1962
Foto: Klaus Göken

Neuen Wilden. Dem Berliner Künstler Harald Metzkes ist ein besonderer Ausstellungsbereich gewidmet. An ihm läßt sich die Entwicklung von einer gemäßigten Abstraktion in einem „dunklen“ Stilleben mit aggressiv-pessimistischem Unterton über expressionistisch angehauchte Malerei hin zu resignierter Darstellung von Isolation und Deformation – etwa bei dem weißen Pferd – verfolgen. Auffällig ist der Anteil qualitätvoller, figural bestimmter Plastiken, und das sperrige, irgendwie wirre Stilleben von Ronald Paris im Eingangsbereich mutet an wie ein Gleichnis auf die Zustände in der DDR zur Zeit des Mauerbaus 1961. Nahezu alle gezeigten Werke künden wie seismographisch von der inneren Zersetzung des damaligen ostdeutschen Staates. Bis 28. 2. 2010.

Kunsthalle Jesuitenkirche in Aschaffenburg

Mit einem einzelnen prominenten Künstler aus der ehemaligen DDR, aber nun hauptsächlich mit seinen Werken nach der „Wende“, mit Volker Stelzmann, beschäftigt sich die Ausstellung in der Aschaffener Kunsthalle Jesuitenkirche. Er gehörte zu den „Unangepaßten“ aus der sogenannten „Leipziger Schule“, die, handwerklich ausgebildet, figural arbeiteten und sich dennoch nicht zum „Sozialistischen Realismus“ zählten, sondern kritische Bildwerke schufen. Schon vor und nach der „Wende“ wurden sie allerdings häufig öffentlich und oft diffamierend angefeindet von „West-Künstlern“, gerne von solchen, die nach ihrer Flucht aus dem Osten mit abstrakten Werken hierzulande Erfolg hatten. Zu den Angegriffenen gehört auch Volker Stelzmann. Er gibt nun in Aschaffenburg einen Überblick über sein Schaffen. Menschentypen, dicht gedrängt, in oft unnatürlich verdrehten Bewegungen, meist ohne Bezug zueinander, häufig starr, wie erschöpft, irgendwo in einem grauen Raum – das ist der erste Eindruck von Volker Stelzmanns Bildern. Sie lassen scheinbar Bekanntes erkennen und geben doch Rätsel auf. Überrealistisch, manieristisch, perfekt gemalt, nehmen diese großformatigen, oft mehrteiligen Bilder den ehemaligen Sakralraum ein. Stelzmann, 1940 in Dresden geboren, der 1986 aus privaten Gründen in den Westen ging und heute in Berlin lebt, hat die Ausstellung eigens für Aschaffenburg konzipiert, gab ihr den Titel „Konspirationen“. Was er damit meint, läßt das Bild „Große Konspiration“ ahnen. Darauf hat er nämlich seine künstlerischen Vorbilder von Grünewald bis Dix versammelt, sich aber selbst auch, streng blickend, dazugesetzt. Im persönlichen Gespräch aber wirkt

der „bekenkende Sachse“ ganz anders, sehr freundlich. Stelzmann zitiert auf seinen großformatigen Gemälden immer wieder bekannte Vorbilder und Motive, etwa „Abendmahl“ oder „Kreuzigung“, gestaltet sie aber in eigener Handschrift um. Er bezeichnet sich nicht als religiösen Menschen; es geht ihm um Allgemeines, wie es in der „Passion“ sich ausdrückt, als Metapher für menschliches Leid oder Einsamkeit. Deshalb malt Stelzmann bewußt keine Landschaften; das sagt für ihn nichts aus. Er beobachtet vielmehr Menschen, vor allem in der Großstadt, sammelt ihre Gesichter. Angefangen hat er mit Porträts. Die Großstadt bringt ihm immer neue Typen ins Blickfeld. Diese hat er in einer Auswahl von Köpfen dicht an dicht gereiht wie in einem Fries im Halbrund der Apsis der Jesuitenkirche, und im Gemälde „Arsenal“ hat er auf Regalen geordnet, was er für seine Bilder braucht, Köpfe, Füße, Torsi, Hände; dazwischen hat er als witzigen Hinweis auch eine kleine Statuette aufgestellt. Viele von Stelzmanns Bildern wirken überfüllt durch Menschen, so auf der „Treppe“, oder auch in „Passagen“. Doch auf diesen vielfigurigen Gemälden herrscht eine streng rhythmische Ordnung. Die Farben wirken gedämpft, oft wie von einem Grauschleier überzogen, und die Dargestellten scheinen untereinander und mit dem Betrachter nicht kommunizieren zu wollen. Es geht also um Alleinsein in der Massengesellschaft. Auch die zwölf „Berufenen“, – berufen wozu? –, Sinnbilder der Apostel, aber Leute von heute, scheinen unfroh oder schwer an einer Last zu tragen, so wie „Andreas“, ein Penner. Oft sind die Menschen barfuß, wirken ärmlich, als ob sie wie auf dem „Pfungsbild“ auf Erlösung warteten. Zwischen die Menschenansammlungen schiebt sich immer wieder eine übertrieben gestylte Gestalt mit starrem Ausdruck. Ein weiteres Motiv bei Stelzmann ist das „Sinken“, so wie auf dem Triptychon vor der Apsis in der Bewegung nackter, verkrümmter Körper von rechts oben nach links unten, wo sich alles in Dunkelheit verdichtet und die schlaffe Hand an die Pietà im Freiburger Dom erinnert. Stelzmann hat dieses Motiv des Sinkens auch in Zeichnungen oft verarbeitet. Die graphischen Werke sind dabei keine Vorzeichnungen für die Gemälde, sondern eigenständige Studien, loten oft Motive für die Vorbereitung eines großen Bildes aus. Ein besonderes Highlight in der Mitte des Raums in einer Vitrine: Die graphische Grundlage zum Künstlerbuch „Die Offenbarung des Johannes“, also zu apokalyptischen Visionen von 2002 mit unruhiger Handschrift und „nervösen“ Zeichnungen, auf denen Körper sich bewegen, stürzen oder sich aufrichten. Bis 10. 1. ¶

Würzburger Apokalypse

Das „Endspiel“ bestimmt im kommenden Jahr das kulturelle Geschehen in Würzburg. Hm!

Text und Fotos: Wolf-Dietrich Weissbach

Die Krise treibt wunderbare Blüten: Endlich fiebern Würzburgs gutbestallte Kulturheiler unverhohlen der Apokalypse entgegen. Natürlich nicht jener, die tagtäglich irgendwoanders auf Weltniveau exerziert wird, sondern dem provinzverträglichen Diminutivum, einem ehrgeizigen „Nischenprodukt“ (Asa Petersen), das der zunehmenden Bedeutung des „spirituellen Tourismus“ gerecht wird. Zu dem freilich schon grenzwertigen Titel „Endspiel“ haben das Kunstreferat der Diözese und die Katholische Akademie Domschule über achtzig Veranstaltungen für die „Segmente Kunstspiel, Schauspiel, Musikspiel und Denkspiel“ ausgesucht und an einen eschatologischen (roten) Faden gebunden, der im kommenden Jahr vom 17. Februar (bzw. informell 21. Januar) bis 21. November unter möglichst großem Beifall aufgewickelt werden soll. 6 000 Veranstalter von Busreisen haben das Programmheft bereits erhalten, das in einer Auflage von 55 000 Exemplaren beim CTW abgerufen werden kann, wie die CTW-Marketingleiterin Asa Petersen anlässlich der Vorstellung des Programmes Ende Oktober im Museum am Dom, erfreut darüber, „daß es bald losgeht“, mitteilen konnte. Darüberhinaus wurden 60 000 Hotelführer an die Kooperationspartner verteilt – ernsthafter Katastrophentourismus tut sich mit den Vorbereitungen schwerer.

Aber, das wäre so ein Moment gewesen, in dem für das obligatorische Pressefoto (wir hätten dies nicht verpassen mögen) vier Mimen des Mainfranken Theaters als apokalyptische Reiter aus den Stellwänden des Museums hätten preschen können, um von den Veranstaltern, Domkapitular Jürgen Lenssen, dem Direktor der Akademie Domschule, Rainer Dvorak, dem Studienleiter dieser Einrichtung, Dietmar Kretz, der schon

genannten Marketingleiterin und last not least dem Würzburger Kulturreferenten Muchtar Al Ghusain gemeinsam mit Wort-Gewalt in Schranken gewiesen zu werden. Im Chor: Haltet ein. Wir wollen niemanden schrecken ...

Lauter Spiele

Warum eigentlich nicht? Das Programm ist durchaus vielversprechend. Es ist betont religiös, was das gute Recht der Veranstalter ist, bietet aber gleichwohl einiges, was selbst Ungläubige interessieren könnte. Um mit der Kunst („Kunstspiel“) zu beginnen, die wir ja – mit Nietzsches schönem Satz – „... haben, um an der Wahrheit nicht zugrundezugehen“, könnte die Ausstellung der Zyklen zur Geheimen Offenbarung des Johannes von Albrecht Dürer aus den Jahren 1496 bis 1498 und Max Beckmann aus den Jahren 1941/42 im Museum am Dom (1.10. bis 21.11.2010) ein Ereignis werden; in puncto Theater/Film („Schauspiel“) sticht das in Zusammenarbeit mit dem Casablanca Kino in Ochsenfurt ins Programm des „Endspiels“ aufgenommene heraus: der österreichische Stummfilm „Sodom und Gomorrha“ (28.4.2010 Neubaukirche) wie auch die in Ochsenfurt zwischen dem 3.5. und 19.7.2010 geplante Filmreihe „nicht verspielen – Apokalypsen im Film“, bei der neun Filme, die sich im engeren und weiteren Sinne mit dem Thema beschäftigen, gezeigt werden. Und selbst dem Fronleichnamsspiel „Das Große Welttheater“ von Pedro Calderón de la Barca, einer Inszenierung des Mainfranken Theaters (Bernhard Stengele), das am 18.7.2010 auf einer Freilichtbühne auf dem Kiliansplatz Premiere haben wird, darf wohl waches Interesse entgegengebracht werden. In Sachen „Musikspiel“, das sicher zahlreiche Höhepunkte haben wird, wäre es vermutlich sogar sträflich, nur ein, zwei Veranstaltungen besonders hervorzuheben. Man darf sich höchsten darauf freuen, daß selbst „todernste“ Musik frenetisch beklatscht und Zugabe verlangt wird; man darf sich auch wundern, daß tatsächlich jemand „Nine-Eleven“ für Schlagzeug solo komponiert (hätte da nicht wenigstens noch eine Trompete dabei sein können?).

Höhen und Tiefen jenseits des rein Religiösen verspricht – leichter erkennbar – schließlich die Abteilung „Denkspiel“. Hervorheben darf man sicher die Vortragsreihe (vom 21.1. bis 25.3.2010 im Rudolf-Alexander-Schröder-Haus) zum „apokalyptischen Weltbild“ des Theologen Karlheinz Müller, den Vortrag von Ernst Ulrich von Weizsäcker (21.10., Matthias-Ehrenfried-Haus) zum Thema „Öko-Apokalyptik oder nachhaltige Umweltpolitik?“, den Museumsrundgang

(Mainfränkisches Museum am 2.5.) mit Claudia Lichte („Bildtraditionen der Apokalypse“), das Symposium zur Johannesapokalypse am 7. und 8. im St. Burkardus-Haus und wohl auch die Ringvorlesung im Toscana-Saal der Residenz (am 6.10., 20.10., 3.11. und 17.11.2010), die gleich als „Endspiele“ betitelt, sich um die „Apokalypse in der Bibel und den Künsten“ kümmert. Was hingegen bei dem Literaturwettbewerb „Das Ende der Freiheit“, dem „Männerseminar“ oder dem Fotoworkshop zum Thema „Endspiel – Würzburger Apokalypse 2010“ herauskommt, wollen wir nicht wirklich wissen. Auch nicht, wieviel die Mobilmachung des Ernstfallbewußtseins die Stadt „am Ende aller Tage“ kosten wird, schließlich hat Jürgen Lenssen in seinen einführenden Worten bei der oben genannten Pressebelehrung ausdrücklich betont, daß es letztlich nie die entscheidende Frage sei, ob Mittel genug vorhanden, sondern ob Menschen mit Herzblut bei einer Sache dabei seien. Und er fügte gleich noch eine Philippika gegen die Miesmacher an, die in Würzburg immer alles schlecht redeten, dabei kenne er keine vergleichbare Stadt, wo man so etwas (also ein „Endspiel“) zuwege brächte.

Dies irae

Wer traute sich einem Kulturpolitiker noch widersprechen, der in diesen Tagen sogar mit dem Kulturpreis der Stadt ausgezeichnet wird? Eine Anmerkung höchstens: Woanders würde man ein solches Projekt vielleicht anders nennen, und nicht einmal mehr auf ein „Amalgam aus Radikalität und Ridikülität“ verfallen, daß bestens geeignet scheint, das ganze Thema (wie andererseits auch das Image einer Stadt) zu diskreditieren. Als wäre „Endspiel“ nicht schon schlimm genug, muß mit „Würzburger Apokalypse“ noch eins draufgesetzt werden. Man möchte annehmen, daß die drei Spätzeitmenschen, die am Teetisch ihre doch wohl ernstzunehmende Idee ausbrüteten, dann den nämlichen Werbefachmann beschäftigten, der erst jüngst mit einem inkomplexen Slogan selbst an unserem Stadtrat gescheitert ist. Aber natürlich: Man will nicht verschrecken, will Karten verkaufen und will andererseits den Menschen in ihrer „transzendentalen Obdachlosigkeit“ (Georg Lukács) ein (Himmels-)Zelt aufrichten; will Gottesdienst, muß „wollen“, wenn auch nicht allzu ausschließlich, und will bezeiten bzw. in diesem Zusammenhang wohl zeitgleichgültig, ein Thema besetzen, mit dem auch Esoteriker der verschiedensten Denkart bestärkt auf Seelenjagd gehen. Am



Weitsichtiger Kulturpolitiker und ...



... charismatischer Prediger: Domkapitular Jürgen Lenssen.

21.12.2012 endet der Maya-Kalender; an diesem Tag steht die Sonne im Mittelpunkt der Milchstraße, was nur alle rund 26 000 Jahre der Fall ist. Nach den Prophezeihungen der Maya ist für diesen Tag das Ende der menschlichen Zivilisation angesagt. Was immer das bedeuten soll, ob Kollision der Erde mit dem Planeten Nibiru nach dem Drehbuch von Roland Emmerich oder Anbruch eines neuen, völlig anderen, eines „Goldenen Zeitalters“, Kirche muß sich wohl damit beschäftigen. Wie sie all dies tut, ob vielleicht gar in der Vermarktung das Evangelium zu einem Dysangelium verkommt, ist zunächst ihre Sache, eingedenk ihrer besonders in einer Stadt wie Würzburg historisch ausgebildeten, anisotropen Fähigkeiten aber, wird dies zu einem Politikum. Die von einem sozialdemokratischen Oberbürgermeister geführte Stadt kokettiert mit einem „Endspiel“, das auf den ersten Blick die Zukunftsängste der Menschen, seien sie angemessen, berechtigt oder nicht, als gehobenes Unterhaltungsprogramm vermarktet. Bei eingehenderer Durchsicht des Programms mag sich dieser Eindruck abschwächen; dann bleibt immer noch, daß „die Stadt“ offensichtlich gegen die Angst vor dem Weltuntergang das Gebet, gegen die Angst vor der Klimakatastrophe das Gebet, gegen die Angst vor Arbeitsplatzverlust das Gebet, gegen die Statuspanik das Gebet usw. empfiehlt. Ob das dann hilft, steht uns nicht an zu beurteilen. Was aber beurteilt werden muß, ist, ob das die Botschaft einer Stadt sein kann. Anders ausgedrückt: Es erstaunt, daß man es in Würzburg praktisch allein dem „weltanschaulich“ gebundenen

Veranstalter überläßt, die Außenwirkung dieser ja zweifellos das ganze nächste Jahr bestimmenden Veranstaltungsreihe zu gestalten. „Wir versuchen in Würzburg (...) Antwort zu geben auf das Apokalypse-Denken der Menschen. Ein hoffnungsvoller Blick auf die Zukunft ist nur möglich, wo die Menschen Ja zur Gegenwart sagen können“ (Lenssen); oder: „Wenn am Ende eine verstärkte innerliche Sicherheit und Gelassenheit gegenüber der Zukunft bei den Menschen steht, dann haben wir etwas erreicht“ (dito); oder: „Spannend ist gerade das Verhältnis zwischen positiver und negativer Sicht der Apokalypse“ (dito); oder „Bedrohungen und Untergänge sollen ins Visier genommen werden. Aber nicht um des Schreckens willen, sondern um daraus Perspektiven der Hoffnung zu entwickeln“ (Dietmar Kretz). Bei solchen Sätzen könnten sich jedenfalls bei all denen, die zu entschlossenem Handeln, sei es in Hinsicht Ökologie, Weltwirtschaft (angesichts einer Milliarde hungernder Menschen) oder gegen diversen anderen Wahnsinn, aufrufen und dafür durchaus rationale Gründe anführen können, die Nackenhaare aufstellen. Bei allem Respekt, aber „innerliche Sicherheit und Gelassenheit“ mögen die an den Tag legen, die nach einem Kataklysmus oder auch nur schleichendem Siechtum das Reich Gottes auf Erden erwarten. Um nicht falsch verstanden zu werden: Es ist ohne Abstriche in Ordnung, wenn von der Kirche organisierte und durchgeführte Veranstaltungen das Ziel haben, die kirchliche Lehre zu verbreiten, nur die Stadt als säkulare Instanz sollte deutlich machen, daß dies nicht ihre Position sein kann. ¶

Vielfalt statt Thema

Alle drei Jahre wird man sich von nun an in Schweinfurt besonders um die fränkischen Künstler kümmern.

Von Angelika Summa

Im Souterrain der Kunsthalle Schweinfurt, dort, wo während des Umbaus des ehemaligen Ernst-Sachs-Bades zu einem Kunsttempel die alte Stadtmauer wiederentdeckt wurde und als markantes Baumerkmal den viereckigen Umgang akzentuiert, findet nun die Schweinfurter Triennale für zeitgenössische Kunst unter dem Titel „Fokus Franken“ statt. Und das soll, wie der Name schon sagt, alle drei Jahre der Fall sein.

Kunsthallen-Chef Dr. Erich Schneider bezeichnete die Örtlichkeit als „terra incognita“ - auch erfahrene Ausstellungsmacher müssen sich mit einem Ausstellungsraum erst vertraut machen.

Für die erste Wechselausstellung entschied man sich - leider -, die Architektonik des Raums, optisch zu verändern, indem man einen Teil des viereckigen Umgangs mittels Vorhang abtrennte, das zentrumsbetonte Geviert bietet nun nicht mehr gleichwertige, sondern gute und weniger gute Plätze an. Wahrscheinlich konnte man für die Videoarbeit des gebürtigen Würzburgers Sebastian Stumpf keine andere Lösung finden. Viel Raum nehmen auch die goldenen, mit märchenhaftem Innenleben ausgestatteten Pappmaché-Iglus der in Seoul geborenen und in Nürnberg lebenden Anna Bien ein, die ihre Installation mit einer Reihe von Klangkugeln (die Spieluhren darf man betätigen) an der Wand fortsetzen darf. Überhaupt nicht zu sehen, dafür aber zu hören, ist die Klanginstallation der in Nürnberg arbeitenden Tanja Hemm. Es klingt wie Froschquaken, ist aber keines, sondern das Geräusch ist „handgemacht“.

Die Triennale Schweinfurt präsentiert die Arbeiten von 23 Künstlern, welche eine siebenköpfige Jury unter Vorsitz von Prof. Michael Munding von der Akademie der Bildenden Künste Nürnberg aus 395 Bewerbern auserkoren hat. Ehrgeiziges Ziel von „Fokus Franken“ ist es, das ganze Spektrum der zeitgenössischen Kunst in Franken, repräsentativ, in allen Sparten wie Malerei und Graphik, Fotografie und Video, Skulptur und Installation abzubilden,

betonten die verantwortliche Kuratorin Sibylle Kneuer und Hausherr Dr. Erich Schneider in der Pressekonferenz; beide waren überzeugt, daß dieses Ziel auch erreicht worden sei. Vielfalt heißt das fränkische Zauberwort. Was logisch klingt, da es ebensowenig wie ein fest umgrenztes Frankengebiet, auch nicht den fränkischen Künstler gibt. Insofern waren die Teilnahmebedingungen offen formuliert: Neben der Professionalität des Künstlers/der Künstlerin und der Aktualität der Kunstwerke (nicht älter als drei Jahre), sollte jeder Bewerber entweder mit Geburt, Leben oder Werk mit Franken verbunden sein.

Eine Themenvorgabe habe man bewußt vermieden, um die Vielfalt zu gewährleisten. Als Betrachter hätte man gegen eine Themenvorgabe allerdings nichts einzuwenden; ein Thema wäre der „rote Faden“ in der Beliebigkeit, ein Beurteilungskriterium oder Vergleichsmaßstab in der breiten Auswahl an künstlerischen Äußerungen.

Die Jury traf jede Auswahl einstimmig, verriet Dr. Schneider. Also auch für Thilo Westermann, bis letztes Jahr Meisterschüler bei Munding an der Nürnberger Akademie, der die Hinterglasmalerei von verwelkenden Blüten als Vanitassymbole mit einer bewundernswerten Akkuratess neu belebt. Oder auch für Kathrin Ziegelmaier, jüngste Teilnehmerin und Noch-Studentin bei Professor Munding in Nürnberg, mit ihren großen Acrylbildern, die um das eigene Ich kreisen. Ihre Auswahl irritiert insofern, weil laut Teilnahmebedingungen diejenigen Künstler aufgerufen waren, die „mit ihrer künstlerischen Arbeit ihren Lebensunterhalt bestreiten ...“ (Ausschreibungstext). Auch von einem künstlerischen Werdegang kann bei Ziegelmaier nicht die Rede sein. Der war aber auch gefordert.

Wenn diese Ausstellung wirklich repräsentativ ist, dann scheint das Ergründenwollen von Phänomenen eine typisch fränkische Eigenschaft zu sein. Reflektionen über Strukturen des Lebens und der Natur finden sich in den Landschaftsbildern von

Wolfgang Bühler, Nürnberg, in den strengen Fotos von Architekturfassaden von Sven Hamann, in den hintergründigen „Spiegel“-Bildern von Jürgen Durner oder den „Rasterungen“ des Bambergers Peter Schoppel. Aber auch in den präzise geschnittenen Styrodurfiguren von Joachim Koch (Würzburg) erkennt man den Wunsch, die Welt mittels Ordnung zu erfassen.

herman de vries formuliert „wirklichkeitsprozesse“ anhand poetischer Videoaufnahmen über einen dahinplätschernden Bach, den Kontrast dazu bilden die Bilder von Tötungsmaschinen des gebürtigen Schweinfurters Max Ruf.

Das Gegenständliche scheint sich regional wie überregional in der Kunst wieder durchzusetzen, besonders real in den Linolschnitten des Würzburger Philipp Hennevogel; Abstraktes ist in dieser Ausstellung eher in der Minderheit: in Dieter Steins, Würzburg, geistvollen Farbflächenfragmenten oder bei Wolfgang Kuhfuß aus Nüdlingen, der auf der Leinwand „Sachlagen“ diskutiert.

Im Bereich Skulptur und Installation fallen Rosa Brunners (Bamberg) „Strümpfe“ aus weißem Marmor mit Durchbruchmuster am Rand besonders auf, während Inge Gutbrods (Fürth) 360 cm hohe „Säule“ aus Wachselementen enttäuschend blaß bleibt. Norbert Kleinlein, in Schweinfurt lebend und arbeitend, gelingt es, mittels haptischer Materialien wie Eisen, Kupfer, PVC und Schnur, Geheimnisse zu bewahren. Wer kunstinteressiert ist und in Franken lebt, der wird die meisten Künstler kennen, vielleicht ein paar neue entdecken. Auf jeden Fall sollte er sich diese Ausstellung ansehen. Die Museen und Galerien der Stadt Schweinfurt nehmen schon seit Jahren regionale Künstler ins Blickfeld. Das gehört seit jeher zu ihrem Konzept. Die neue Kunsthalle in Schweinfurt signalisiert mit der Triennale „Fokus Franken“ weiterhin diese Wertschätzung - was Würzburg trotz zweier hochkarätiger Museen noch nicht geschafft hat. ¶

Die Triennale „Fokus Franken“ ist bis zum 14.2.2010 zu sehen. An diesem Tag werden auch die zwei Preisträger der Jury bekanntgegeben. Dem 1. Preisträger winkt eine Einzelausstellung in der Kunsthalle mit Katalog, der 2. Preis ist ein Ankauf eines Kunstwerks durch den Kunstverein Schweinfurt. Es gibt noch einen dritten Preis; den Publikumspreis von 1000.- € erhält der Künstler, der die meisten Stimmen bekam. Stimmzettel liegen in der Kunsthalle aus. Katalog: 10.- €

Kunsthalle Schweinfurt, Rufferstr. 4, 97421 Schweinfurt, Tel.: 09721-51477, www.kunsthalle-schweinfurt.de
Öffnungszeiten: Di - So von 10 - 17 Uhr, Do 10 - 21 Uhr.

...ob das meint, man müsse die fränkischen Künstler mit der Lupe suchen? (Titelseite des Ausstellungskataloges)



Thilo Westermann, Vanitas (Rose Westerland), 2008, Hinterglasmalerei (Plexiglas, Acrylfarbe), 21 x 14,8 cm
Abb.: Katalog



Curd und Eva Lessig Foto: Schollenberger

Reisen klappt den Kopf auf

Curd Lessig zeigt im Martin-von-Wagner-Museum seine Eindrücke von unterwegs

Von Eva-Suzanne Bayer

Mächtige Berge, grau, braun, aber auch in sengendem Violett. Eingebettet ein Kirchlein mit spitzem Turmdach, ein Gutshof, eine wuchtige Ruine. Manchmal baut sich die Landschaft aus kleinen Kästchen auf: rosa, gelb, rot, blau. Ein sattes Grün umfängt das eingestreute, oft nur mit Feder skizzierte Gebäude, kontrastiert mit einem so giftigen Hellgrün, daß der Ernst der dunklen Farbe richtig daran aufläuft. Auf kein einziges Motiv kann man den Finger legen und sagen: „Aber das ist doch...“ Trotzdem weiß man, das können nur die Dolomiten sein, Norditalien mit seinen Dorfkirchen, verfallenen Burgen, malerische Dörfchen vor dramatischer Kulisse. „Dabei sind die Besten schon weg für die Ausstellung“, sagt Curd Lessig. Und man fragt sich, wie die Besten wohl aussehen, wenn schon diese von einem Feuer, einer Energie, einer Augenlust erfüllt sind, daß man nur noch die Koffer packen möchte.

Zu seinem 85. Geburtstag am 22. November wird Curd Lessig, einer der renommiertesten Künstler der unterfränkischen Region, nur mit einer kleinen, aber attraktiven Ausstellung seiner

Reiseskizzen- und -bilder in der Graphischen Sammlung des Martin-von-Wagner-Museums der Universität Würzburg gewürdigt, und man kann nur hoffen, daß der Neunzigste in seinem Beisein und in größerem Rahmen gefeiert wird. Mit seinen (geschätzt) 400 Arbeiten im profanen und sakralen öffentlichen Raum, seinen unzähligen expressiv dynamischen Gemälden, seinen, trotz kleinem Format, monumentalen Landschaftsgouachen, den unüberschaubar vielen Graphiken, sehr gern über antike Stoffe und mit einer Inbrunst gezeichnet, daß es selbst Dionysos schwindlig würde, gehört er nicht nur zur hiesigen Kunstgeschichte, sondern zur fränkischen Identität. Fleißig sei er gewesen, sagte er. Sehr fleißig- ergänzt seine Frau Eva, mit der er bald sechzig Jahre verheiratet ist und die immer dabei ist, wenn er, der Wortgeizige, ausgefragt wird. Aber das ist natürlich eine gewaltiges Understatement. Nur mit Fleiß schafft man es nicht, sich über 50 Jahre als freier Künstler in Würzburg über Wasser zu halten. Er habe sich halt in jede Aufgabe eingekniet, ob Schule, Kapelle, Gasthof, Aussegnungshalle, Bundeswehrkaserne, Bank, Kindergarten oder

Krankenhaus, meint er. Und er ist enorm vielseitig: ob Fresko, Mosaik oder Glas, ob Gemälde, Skulptur oder Druckgraphik, Lessig ist in allen Techniken heimisch. Auf seinen Schritt in die Freiberuflichkeit 1957 hatte er sich gezielt und sorgfältig vorbereitet. 1940- 42 machte er eine Lehre als Kirchenmaler, ließ sich in Glasmalerei und Mosaikkunst unterweisen. Als der bekannte Architekt Albert Boßlet (Münster Schwarzach, Mariahill) ihn 1956 kennenlernte, staunte er nicht schlecht über das fast universale Talent des jungen Mannes, arbeitete mit ihm zusammen und empfahl ihn sofort weiter. So folgte Auftrag auf Auftrag und erst sehr viel später mußte sich Lessig mit Wettbewerben herumschlagen. War er besonders anpassungsfähig? „Das ist ein Märchen“, sagt er. „Ich habe immer gemacht, was ich wollte. Figurativ, obwohl man abstrakt erwartete, und umgekehrt.“ Man kann sich bei dem bekennenden Skorpion auch keinen windschlüpfrigen Befehlsempfänger vorstellen.

Einen „Meilenstein“ seines Schaffens nennt er die Glasmalerei in der Mespelbrunner Maximilian-Kolbe-Kirche (1974). Abstraktion sei ihm in diesem ernstesten Zusammenhang „zu dekorativ“ gewesen, eine „geschmackvolle Unverbindlichkeit“. Deshalb zeigte er Pater Maximilian Kolbes Opfertod im KZ, nackt stehend unter lauter liegenden abgezehrten Toten, als eine neue Passion des Menschen in der Mordmaschinerie des Nazi-Regimes. In seiner Biographie von 1999 schrieb Lessig: „Den strahlenden Sternen der ‚Immaculata‘ mit leuchtend roten Flammen steht die Todeszelle blau und schwarz mit den Sterbenden gegenüber. Aufrecht stehend Pater Kolbe. Schwarze und violette Tropfen versinnbildlichen Leid und Schmerz. Beide Fenster durchzieht und verbindet das Band des Stacheldrahtes vom Konzentrationslager. Hinter allem steht ein leuchtendes Grün, die Farbe der Hoffnung.“

Curd Lessig ist einer der wenigen Künstler, der Pathos darstellen kann und dem man das abnimmt, weil es bei ihm keine den Betrachter manipulierende Geste ist, sondern Empathie und wirkliches Miterleben. Lessig wühlte sich hinein, in den Schmerz, aber auch in die Lust, die sie auch in seinen Gemälden und Zeichnungen, dramatisch und mitunter drastisch ausformuliert. Mit genrehaften Petitesse hat er sich nie abgegeben. Er sucht, ob in der christlichen oder antiken Ikonographie, immer die ganz große Passion, die gewaltige Katharsis, auch – bei mythischen Themen – das ungeheure Gelächter über den Irrsinn des hybriden Menschen- oder Götterwahns. Odysseus, Herkules und Paris, Kentauren, Mischwesen und Pegasus, sind seine

Helden im Kampf, niemals gegen Windmühlen, sondern immer um Sein oder Nichtsein. Bei Lessig geht es immer ums Ganze. Urkräfte ahnt man auch in seinen Landschaften, der Urknall sitzt noch in jedem Felsen. Da schiebt es sich und gärt, als schauere der Künstler der Erde beim Gebären zu.

Vitalität, Kraft, Dramatik, Energie – das fällt einem vor seinen Gemälden und schnellen, oft bei Fernsehen hingewühlten Zeichnungen ein, und selbst die Reiseskizzen, selten beschaulich, sind keine Zeugnisse der Kontemplation, sondern des Zugriffs des Künstlers auf die Welt. Seit 1982 gönnten sich die Lessigs einmal im Jahr Studien- oder Malreisen, zu Beginn oft unter der Leitung von Walter Beer. Auf diesen Reisen setzte sich Lessig selten in die Landschaft, sondern zeichnete im fahrenden Bus, faßte oft zehn verschiedene Eindrücke in einer Arbeit zusammen. Stöße von kleinformatigen Zeichnungen mit Ölkreide, Aquarelle und Aquarelle mit Federzeichnung brachte er mit. „Ich war eine Malmaschine“, freut er sich noch heute und rechnet seinen „Tagesausstoß“ auf mehrere Dutzend Blätter. Bei den späteren Flugreisen nach Mexiko, Japan, Togo, Indien und Thailand kam so viel und so großes Papier mit, wie der Schalenkoffer faßte. „Curd braucht ja sonst nichts unterwegs“, sagt seine Frau Eva.

Reisen war stets eine Vollbeschäftigung. Lessig zeichnete und fotografierte Dias, Eva führte Reisetagebuch und fotografierte das, was Lessig gerade auf Reisen weniger interessierte: Menschen, typische soziale Szenen, eben Genremäßiges. Details, Nahblicke, auch Idyllen sucht man bei ihm vergeblich. Nur als Staffagen baut er Figuren in seine Landschaften ein, ihn fesseln vor allem die Natur, die Tiere und die Kunstwerke eines Landes. Pflanzen, überhaupt Stilleben, sind seine Sache nicht. „Freiwillig male ich keine Blumen“, sagt er ein wenig trotzig.

Sobald es finanziell machbar war, war Reisen ein Grundbedürfnis der Lessigs. „Das bedeutet Spannung, Neugierde, etwas Neues“, erzählt er, „Reisen klappt den Kopf auf.“ Mit dem Kopfaufklappen geht es mit 85 Jahren natürlich etwas seltener als früher. Aber wenn eines der vier Kinder die beiden ins Auto packt, wird noch so viel wie möglich unternommen. Auch jede neue Ausstellung in der erreichbaren Nähe schauen sich beide an. Doch bei der Frage, was er denn von der aktuellen internationalen Kunstszene halte, verschanzt sich Lessig, ein großer Bewunderer von Picasso, hinter Werner Tübke, mit dem er doch sonst so wenig gemeinsam hat: „Das interessiert mich nicht.“ ¶

Kohlhaas adaptiert

Kleist's Erzählung als Einpersonenstück in den Kammerspielen des Mainfranken Theaters

Von Renate Freyeisen

Sie ist eine der großen Erzählungen deutscher Sprache, in geradezu atemberaubender, dramatisch verdichteter Prosa geschrieben: „Michael Kohlhaas“, von Heinrich von Kleist, 1808 herausgegeben. In einer erschütternden Chronik der sich überstürzenden Ereignisse erhebt sie Anklage gegen juristische Winkelzüge und übermächtige Machtstrukturen, die das Recht außer Kraft setzen, und sie schildert die Hilflosigkeit des „kleinen Mannes“, dessen Ohnmacht, wenn er sich dagegen wehrt, einen Sturm der Vernichtung auslösen kann, der ihn am Ende selbst mitreißt. Kleist's Erzählung befaßt sich mit der paradoxen Thematik, daß einer, dem Unrecht geschieht und der sein Recht mit allen Mitteln durchsetzen will, zum rechtschaffenen Verbrecher wird, zum „entsetzlichsten Menschen der Zeit“, obwohl er „in einer rein menschlichen Bildung voranschreiten“ wollte. In den Würzburger Kammerspielen wurde nun die Adaption der Erzählung durch die italienischen Autoren Marco Baliani/Remo Rostagno als Einpersonenstück aufgeführt, realisiert durch Kai Christian Moritz als Erzähler und Kohlhaas. Auf dessen Bühnenpräsenz und sprachliche Präzision konnte sich Regisseur Christoph Diem verlassen. Moritz war dort am stärksten, wo der authentische Text von Kleist im Vordergrund stand, wo die tragische Gestalt des Pferdehändlers Kohlhaas bei seinem Gerechtigkeits- und Rachezug erlebbar wurde. Kleist hat die historische Vorlage aus dem 16. Jahrhundert bekanntlich erzählerisch „verschärft“ in ihrer Unerbittlichkeit, aber auch in der mehr und mehr stattfindenden Vereinzelung und Isolierung des Kohlhaas. Er hat auf ordentliche Weise kein Recht gefunden gegen den Junker von Tronka und seine Spießgesellen, die ihm seine Pferde gestohlen haben, auch nicht vor Gericht, das dem Adel hörig ist; so

„Aufhören!“ Foto: Nico Manger



zieht er brandschatzend durch die Lande, läßt sich auch nicht von Luther davon abhalten, verliert seine Frau, sein Vermögen. Aber als er mit der Aussicht auf „Gerechtigkeit“ in eine Falle gelockt und zum Tod verurteilt wird, nimmt er die Bestrafung an. Die Unbedingtheit seines Rechtsempfindens und seiner Rache hatte zu Unrecht und Unmenschlichkeit geführt. All dies wird deutlich in der knapp über eine Stunde dauernden Aufführung. Doch sie hätte noch eindringlicher gewirkt, hätte Moritz als Kohlhaas nicht vor neblig-unscharfen Bildern einer DDR (?) – Brache dessen Schicksal erzählen müssen, ab und zu unerheblich musikalisch untermalt. Was erhellt denn ein solcher Regieeinfall, außer, daß das Ganze in Sachsen spielt? Außerdem zerreißen unmotiviertes Lachen, dialogische Ansätze – zwar in der Erzählung vorgegeben – und vor allem die banalen Einsprengsel in heutiger Alltagssprache oft die unmittelbare Spannung des Textes und bringen keine neuen Erkenntnisse. Vielleicht aber regt die Aufführung dazu an, wieder einmal Kleist's Original zu lesen. Das Dilemma, daß Recht haben und Recht bekommen zweierlei Stiefel sind, ist nach wie vor aktuell. ¶

„Laß' gut sein - er hat genug!“ Foto: Falk von Traubenberg



Weiße, transparente Wände, hohe Türen, schmale Gänge, wie ein Irrgarten, der aber doch durchsichtig ist, auf einer ständig sich in Bewegung befindlichen Drehbühne – das ist der äußere Rahmen in Verdis Oper „Un ballo in maschera“ – „Ein Maskenball“ im Mainfranken Theater Würzburg. Bernd Franke hat sich dieses Bühnenbild ausgedacht, Götz Lancelot Fischer hat die Akteure in barock anmutende Kostüme gesteckt, die Höflinge in dunkle, schwarz-graue Kleidung, die Damen in dunkles Bordeaux-Rot; nur Amelia trägt Blau. Der König aber erscheint in Weiß. Es ergibt eine Art Schattenspiel, wenn sich der Hofstaat dem Monarchen nähert, und das hat etwas untergründig Bedrohliches an sich, kulminiert schließlich im Maskenball, auf dem die Hofgesellschaft wie eine dunkle Masse in Anna Vitas Choreographie zeremoniell steif tanzt, und wo der König, wie es die Wahrsagerin Ulrica vorausgesagt hat, von seinem Freund Renato aus Eifersucht erstochen wird. Gerade dieser König aber wird in seinem Bestreben gezeigt, einen guten Staat zu errichten; doch das ist eine Kunst, sichtbar am Theatermodell am Anfang. Aber die Intrige der Verschwörer und die Liebe zu Amelia, unerfüllt, aber doch erwidert, verhindern das Vorhaben von Gustav. Verdi hat hier eine historische Figur zum Vorbild genommen, den schwedischen König Gustav III. Die tragische Liebesgeschichte und die düstere Prophezeiung von Ulrica sind hinzuerfunden. Daß Verdi bei dieser Oper erhebliche Schwierigkeiten mit der Zensur hatte, ist heute kaum noch zu verstehen. Undenkbar damals: Ein Königsmord auf der Bühne, noch dazu in einem europäischen Land – das hätte revolutionäre Gefühle fördern können. Regisseur Georg Rootering verlegte nun die Handlung eher in einen Irrgarten der Gefühle von Menschen. Ständig scheinen

Transparenter Irrgarten

Verdis Oper „Ein Maskenball“ am Mainfranken Theater

Von Renate Freyeisen

sie auf der Suche nach einem sicheren Ort, nach freundschaftlichen Beziehungen, öffnen Türen, schließen sie, doch das Karussell des Lebens dreht sich nach kurzem Aufenthalt weiter. Dabei kommen die Leute eigentlich nie richtig zusammen. Ein beeindruckendes Bild bietet der 2. Akt, als Amelia auf der Suche nach der Wunderpflanze, die sie von ihrer Liebe zu Gustav heilen soll, durch einen Ort des Grauens mit lauter baumelnden Gehenkten irrt. Dieses Zauberkraut wird sie nie finden, wohl aber den heimlich Geliebten und so letztlich seinen Tod verursachen. Denn Renato, ihr Mann, glaubt, sie habe die Treue gebrochen und will sich rächen. Ein düsteres Drama nimmt so seinen Lauf. Das eigentlich Faszinierende an dieser Oper ist aber nicht die Handlung, sondern die Musik Verdis. Jonathan Seers am Pult des Philharmonischen Orchesters sorgte mit seinem einfühlsamen Dirigat für saftige, mitreißende Klänge aus dem Orchestergraben. Nur einmal störte die unsaubere Streicherbegleitung zur Arie des Gustav. Das sängerische Personal aber war durchwegs mit hervorragenden Gästen besetzt. Niclas Oettermann gab mit heldischer Strahlkraft einen jugendlichen König Gustav, Joachim Goltz sang und spielte den Renato mit imponierender Stärke und verkörperte so auch dessen Unerbittlichkeit. Johan F. Kirsten und Ion Bric gefielen als die Verschwörer Graf Horn und Graf Ribbing. Unter den Damen aber begeisterte Sanja Anastasia am meisten als geheimnisvolle Wahrsagerin Ulrica durch ihre äußere Eleganz, durch ihre dunkel-sinnliche, volle Stimme und ihre Dramatik. Anja Gutgesell war ein keck beweglicher, sicher und hell singender Page Oscar, Anja Eichhorn dagegen, szenisch wesentlich verbessert, beeindruckte durch die Präsenz ihres großen, glänzenden Soprans und ihre verinnerlichte Gestaltung. Langer Beifall, auch für den Chor. ¶

Blubber, blubber ...

Der Dachverband freier Kulturträger hat dem „neuen Kulturmagazin für Würzburg“ einen Dämpfer verpaßt.

Von Wolf-Dietrich Weissbach

Knapp hat sich der Dachverband freier Kulturträger auf seiner Mitgliederversammlung am 9.11.2009 im Spital gegen ein vom Kulturreferat vor einigen Monaten qua Ausschreibung initiiertes neues Kulturmagazin für Würzburg entschieden, zumindest in den Formen, wie sie von den zwei, um städtische Zuschüsse buhlenden, noch verbliebenen Ausschreibungsteilnehmern konzipiert wurden. Knapp, weil sich acht dagegen, sieben dafür entschieden, einer enthielt sich. Dennoch deutlich, weil sich die sieben Befürworter auf die beiden Konzepte verteilten. Nun bedeutet dies sicher nicht das Aus für dieses Projekt, ein gutes Omen ist es allerdings auch nicht, wenn zumindest eine Gruppe, die von diesem neuen Kulturmagazin ja nachhaltig profitieren sollte, nicht davon überzeugt werden kann. (Und auch nicht bereit ist, dem Wunsch des Kulturreferenten zu entsprechen, von den ihr zugesprochenen Geldern etwas für dieses Medienabenteuer zu spenden.) Wichtigster Grund dafür ist zunächst, daß nach gegenwärtigem Kenntnisstand nur rund 25 000 Euro jährlich an städtischer Unterstützung zur Verfügung stehen können und deshalb die beiden Konzepte zumindest hinsichtlich der Erscheinungshäufigkeit und des Seitenumfanges im Vergleich zu den Wunschvorstellungen ordentlich Federn lassen mußten. Das neue Kulturmagazin, sei es „KulturGut“ oder „d-central“, soll nun vier Mal jährlich mit 48 Seiten und einer Auflage von 10 000 kostenlosen Exemplaren erscheinen. Da unter diesen Bedingungen ein auf Aktualität angewiesener Veranstaltungskalender wenig Sinn macht, soll dieser in beiden Konzepten auf drei (d-central) bis maximal sechs Seiten (KulturGut) beschränkt werden. Das Anzeigenvolumen im Heft wird von beiden Bewerbern auf 20 (d-central) bis 25 Prozent (KulturGut) beschränkt. (Davon

abgesehen, daß man diese sieben bis acht Seiten in Würzburg erst einmal akquirieren muß, bedeutet dies über den Daumen einen Anzeigenseitenpreis von ca. 2 000 Euro, was vielleicht über viele Klein- und Kleinstanzeigen erreicht werden könnte, aber alle Layoutanstrengungen empfindlich stört oder schlicht nicht durchzuhalten ist und zu einem deutlich höheren Seitenbedarf für Anzeigen zu niedrigeren Preisen führt.)

FrizzDeluxe

Der notgedrungene, von den „Machern“ der beiden Magazine jedoch vermutlich begrüßte, weitgehende Verzicht auf einen Veranstaltungskalender ist nun aber einerseits für einige Mitglieder des Dachverbandes der Knackpunkt des ganzen Projektes. Am deutlichsten drückte dies Thomas Wachter für die VKU aus, dem nichts an philosophischen Ergüssen oder geistreichen Nachbetrachtungen liegt, sondern vor allem an detaillierten Ankündigungen seiner Ausstellungen. Andererseits läßt sich daran ein grundsätzliches Dilemma aufzeigen. (Das Folgende war nicht Gegenstand der Diskussion auf der Mitgliederversammlung.) Erschienen ein derartiges Kulturmagazin monatlich mit einem möglichst vollständigen Programmkalender und damit einem hohen Nutzwert für „die Leser“, wären 10 000 Exemplare in einer Stadt mit 100 000 Einwohnern (Randgemeinden gar nicht berücksichtigt) deutlich zu wenig. Bei einem tatsächlich „anspruchsvollen“ Kulturmagazin, das vierteljährlich erscheint und im Prinzip keinen Veranstaltungskalender hat, sind 10 000 Exemplaren selbst kostenlos deutlich zu viel. (Das in irgendwelchen Ecken Rumliegen und ungenutzt in die Papiertonne Wandern, sollte man allein aus Imagegründen, den diversen anderen Qualitätsprodukten überlassen.) Diese Schwierigkeit scheint man im Hause MorgenWelt, einem Aschaffener Verlag mit Ausgliederung in Würzburg, der hier die Szene-Zeitschrift „Frizz“ herausgibt, zumindest zu sehen. Geschäftsführer Stefan Wagener, Grafikerin Iris Wrede und Redakteur Stefan Lutz präsentierten beim Dachverband einen Dummy ihrer Zeitschrift „KulturGut“, die vom Titel ein, sagen wir: technokratisches Kulturverständnis vermuten läßt, von der Cover-Gestaltung an Broschüren der Gewerkschaft ver.di erinnert, aber solide, relativ klar und übersichtlich gestaltet ist, und vor allem auf „Firlefanzen“ verzichtet. Die verschiedenen Kultursparten werden nacheinander mit jeweils einer größeren Geschichte (mit großem

Bild), vorgeblich im stilus sublimis, und einer Batterie kleiner Kulturhäppchen (mit Bildchen) im stilus mediocris abgearbeitet, was dem Konzept beim Dachverband sofort den Spitznamen „FrizzDeluxe“ einbrachte. Je nach dem kann man dies als (mäeutische) Konzession an eine breitere Leserschaft verstehen oder als Vorvertrag mit dem Fliegengott, der auf jeden Fall die hohen Ansprüche im Laufe der Zeit untergraben wird. Nüchtern betrachtet, bestünde an einem derartigen Magazin jedoch kein besonderer Bedarf in Würzburg. Gleichwohl ist der Verlag MorgenWelt aufgeweckt genug, sich auch ohne städtische Silberlinge vorstellen zu können, KulturGut auf den Markt zu werfen.

Blubb-fiction

Mehr „blubb-fiction“ denn Präsentation war hingegen der Auftritt von Christoph Pollmann, Joachim Fildhaut und der Designerin Magdalena Gadaj. Den Dummy ihres „d-central“ – schon der Name soll, zu Unrecht abseitig, das überregionale Gewicht dieser stupenden Publikation bekunden, und dabei sogar nur „Arbeitstitel“ sein – hatten sie gleich zu Hause gelassen, wollten doch eigentlich auch nicht viel erzählen, sondern „Anregungen aufnehmen“. Christoph Pollmann hob aber dankenswerterweise die Ansprüche heraus, denen man gerecht werden wird, die jedoch bei genauerem Zuhören nur Umformulierungen der Ausschreibung aus dem Kulturreferat waren. Boshaft verkürzt: Forderte die Ausschreibung „überregionale Beachtung“, bestätigt Pollmann: „Haben wir!“ Auf diesen etwas ratlos machenden Umstand angesprochen, eröffnete er dem Dachverband, daß dies nicht erstaunen dürfe, schließlich stamme die Ausschreibung aus dem Kulturreferat ja weitgehend von ihnen. Das ist zwar bemerkenswert, war aber gar nicht das, was man wissen wollte. Und nicht erfuhr. Stattdessen beschworen Pollmann und seine Nebenmenschen eine numinöse Autorenschaft, zu der sicher der in Sachen Würzburger Kultur völlig unabhängige Alexander Jansen vom Mainfranken Theater und als Kolumnist der in der Bischofsstadt zu kabarettistischer Größe herangereifte, inzwischen aber in Leipzig lebende Matthias Tretter gehören würden. Andere tolle Leute wollte man nicht nennen. Großen Wert legte Christoph Pollmann schließlich auf das Layout von d-central. So wird etwa auf eine magazintypische Titelseite verzichtet; es geht gleich zur Sache, die dann mit vielen Kästchen, auf manchen Seiten sozusagen: kleinkariert, optisch aufbereitet wird. Bis hin zu kleinen Sternchen, die man von

Commerzbank-Prospekten oder der AOK-Zeitschrift kennt. Und selbst der besonders angepriesene Umgang mit Fotografie – die Bilder werden zerschnitten und nach diversen Bearbeitungsschritten (z.B. Schärfe – Unschärfe; größer oder kleiner) polymorph über- oder nebeneinander gestellt. Das ist nicht immer schlecht, abgesehen vom fragwürdigen Umgang mit Fotografie; das ist u.U. sogar clever, insofern die drei sich darin im klaren zu sein scheinen, daß es nicht immer leicht sein dürfte, wirklich gutes Bildmaterial zu den verschiedensten Themen aufzutreiben. Aber es ist von vorneherein eher eine „Notlösung“, die sich obendrein sehr schnell verbraucht, wenn man böse ist: schon verbraucht ist. „Frisch“ ist das nicht. Es ist bestenfalls Kunst! Genau daran aber krankt das ganze d-central-Projekt: Es geht den Machern nicht um Journalismus, sondern um Selbstverwirklichung. Zwei selbstverliebte Literaten (anders zeigten sich Pollmann und Fildhaut bei diesem Auftritt nicht), die sich nicht erklären können, warum sie immer noch nicht berühmt und deshalb noch nicht in Leipzig sind, und eine enthusiastische Graphikerin, die gewiß keine schlechte Arbeit macht, aber offensichtlich nicht weiß, wie schnell gerade die Gags, die genialen Lösungen, die Spielereien fade werden. Beim Dachverband fanden sich nur drei Befürworter von d-central.

Fazit

Kurzum: Das Kulturreferat sollte sich das für das neue Kulturmagazin vorgesehene Geld sparen, zumal – wie an anderer Stelle bereits erwähnt – das Projekt selbst rechtlich in verschiedenen Hinsichten zweifelhaft ist. Das wird man natürlich nicht tun. Dann sollte man aber wenigstens bedenken, daß es mit guten Zeitschriften wie mit den Brötchen ist. Die schmecken da am besten, wo sie von einem Bäckermeister gemacht werden, der mit Leib und Seele Bäcker ist. Es gibt bundesweit keine gute, vor allem auch hohen Ansprüchen gerecht werdende Zeitschrift oder selbst Zeitung, hinter der nicht, in welcher nüchterner Form auch immer, eine Art aufklärerisches, journalistisches Sendungsbewußtsein steht. Sei es vertreten durch eine herausragende Persönlichkeit (z.B. Augstein) oder das kollektive und auch begründete Bewußtsein, „journalistisch“ mit unter den Besten zu sein (z.B. SZ oder Lettre). Und dann bedarf es auch noch einer wirtschaftlichen Basis und des Know-hows. Bei „d-central“ fehlt es an allem; „KulturGut“ wissen wie und kriegen das auch wirtschaftlich auf die Reihe; Pulitzer-Preise werden aber nicht rausspringen. ¶



von Ulrich Karl Pfannschmidt (Text und Fotos)

Häuser und anderes

Gedanken zur Architektur - Teil 3

Als der Architekt Leo Klenze von König Ludwig I. 1818 zum Hofbauintendanten und Leiter des gesamten staatlichen Bauwesens in Bayern ernannt worden war, ließ er ein Fuhrwerk mit Plänen und Zeichnungen früherer königlicher Baumeister beladen, nach Dachau hinausfahren und im Moor versenken. An diesem Tag gingen unter anderem Arbeiten von Francois de Cuvillié, dem Erbauer des nach ihm benannten Theaters an der Residenz, oder von Johann Michael Fischer, Architekt zahlloser Klosterkirchen in Bayern, aber auch der herrlichen Kirchen St. Anna im Lehel und St. Michael in Berg am Laim, in München unter. Ein unersetzlicher Verlust für die Baugeschichte. Nicht auszudenken, wie viele Doktorarbeiten deshalb ungeschrieben blieben.

Klenze selbst hat in einem langen Arbeitsleben viel gebaut und das Bild Münchens und darüber hinaus Bayerns mit Bauten wie der Glyptothek und den Propyläen am Königsplatz, dem Palais Leuchtenberg, der Residenz, dem Marstall in München, der Walhalla bei Regensburg und der Befreiungshalle bei Kelheim geprägt. Was hat ihn zu dieser Vernichtungsaktion getrieben? Gegen Konkurrenten ging Klenze mit allen Mitteln vor. Aber Cuvillié, der schon seit 1768 tot war? Oder Fischer, der schon seit 1766 tot war? Beide hatten für den eingefleischten Klassizisten Klenze einen unverzeihlichen Fehler, sie waren Architekten des Rokoko, der unlängst vergangenen Epoche des 18. Jahrhunderts.

Sulpiz de Boisseree berichtet über ein Gespräch mit Goethe vom 8. August 1815, also beinahe zeitgleich: „Goethes Freude an der Architektur, seine rein persönliche Leidenschaft für Palladio, bis in grasseste nichts als Palladio und Palladio. Freilich lebt er in Vicenza und Venedig in seinen Werken und Wirksamkeit noch im lebendigen Andenken. Wut und Haß gegen die gotische Architektur.“ Gerade sie hatte Goethe noch in seiner Jugend am Beispiel des Straßburger Münsters nicht hoch genug rühmen können. Während Klenze sein Leben lang ein

unbeirrter Klassizist war, entwickelte sich Goethe in Stufen aus dem Rokoko dorthin.

Von Walter Gropius, Gründungsvater des Bauhauses, wird berichtet, er habe seinen Studenten streng verboten, alte Architekturbücher zu lesen. Wohin man schaut, strikte Ablehnung vergangener Epochen. Wenn nicht mit Vernichtung verbunden, dann immerhin mit Verachtung. Es scheint sich hier um eine im Menschen tief verwurzelte Gesetzmäßigkeit zu handeln. Was die Kinder an ihren Eltern mißachten, schätzen erst die Enkel wieder. Das Verhalten prägt die gesamte Gesellschaft, nicht nur Architekten, auch den öffentlichen und privaten Bauherren, selbst Kritiker, die es in hohepriesterlicher Erhabenheit nicht einmal merken.

Die Bauten einer Epoche sind also nach dem Abtreten der Generation, die sie schuf, allerhöchster Gefährdung ausgesetzt. Sie können noch so schön, noch so gut gebaut, noch so gut erhalten sein, wenn die Mode wechselt, steht das „Gerüsch“ auf der Kippe. Wer will sich schon altmodisch schimpfen lassen? Wenn auch in späteren Zeiten immer wieder Bauwerke untergehen, so sind doch die Verluste in der ersten Phase am größten. Der Bestand dünnt weiter aus, bis es immer weniger originale (siehe rechts) Häuser einer Zeit gibt. Die Statistik beweist, je tiefer man in die Vergangenheit geht, desto weniger Überlebende sind zu finden. Man kann die Zahlen in Form einer auf der Spitze stehenden Pyramide abbilden, deren Basis oben in der Gegenwart liegt. Wer also alte Häuser als Zeugen der Geschichte eines Ortes und seiner Menschen erhalten will, wird am meisten ausrichten, wenn er dort anfängt, wo die Basis noch ziemlich breit ist, also nahe der Gegenwart. Der Erfolg liegt da, wo ihn die allgemeine Auffassung nicht sucht. Wer aber schwimmt schon gern gegen den Strom?

Was bedeutet das Gesagte konkret? Bauten der Nachkriegszeit, der fünfziger und sechziger Jahre fallen jetzt der Mißachtung anheim. Wem ihr Anblick

nicht schon ein Greuel ist, findet genug andere Gründe, sie zum Abschluß freizugeben: der Zuschnitt der Wohnungen genügt heutigen Ansprüchen nicht, die Räume sind eng, die Sanitäreinrichtungen bescheiden, die Installationen sind abgenutzt, der Energieverbrauch ist zu hoch, das Grundstück ist nicht intensiv genug ausgenutzt, das Haus wird den Bedürfnissen behinderter Menschen nicht gerecht, die Sanierung rechnet sich nicht, sie ist unwirtschaftlich. Und Unwirtschaftlichkeit ist das Killerargument schlechthin. Wer diesem Gemetzel nicht vollends zum Opfer fällt, wird geschändet und verkrüppelt. Man kann von Glück sprechen, wenn es nur Kleinigkeiten sind, die das Aussehen und den Charakter eines Hauses verändern, reversible Kleinigkeiten. Die Leichen der Energieeinsparung werden nicht zu zählen sein. Die Gefahr bedroht keineswegs nur Wohnbauten; auch andere. Die Westfassade des Würzburger Doms hat das Schicksal schon ereilt.

Heute stelle ich ein Haus aus Veitshöchheim vor, das dank energischen Einsatzes seines Besitzers gerade noch der Verstümmelung entkommen ist. Es stammt aus dem Jahr 1959. Sein Architekt, Hubert Groß, war in den vierziger Jahren des 20. Jahrhunderts Leiter des Amtes für Stadtplanung und Stadterweiterung der Stadt Würzburg. In dieser Zeit hat er für die Stadt zahlreiche, heute mehr oder weniger erhaltene Bauten geschaffen. Dazu gehören die Jugendherberge an der Burkarder Straße, die heutige Goetheschule, die Weinprobierstube des Bürgerspitals und zahlreiche Siedlungsbauten wie zum Beispiel die Lehmgrubensiedlung, die Bauern-pfadkolonie, die Laubengangkolonie, Teile der Keesburg und der Häuser an der Mainaustraße. Vermutlich an Planungen des „Dritten Reiches“ der

Gauhauptstadt Würzburg beteiligt, war er nach dem Krieg als freier Architekt tätig. Man geht nicht fehl, ihn als konservativen Architekten zu bezeichnen. Was kein Urteil über seine Qualität bedeutet.

Konservativ heißt nicht, daß die Architektur blind historischen Vorbildern folgte. Sie übernahm durchaus solche Elemente der fortschrittlichen Architektur, deren Nutzen aus praktischer, sozialer oder hygienischer Sicht nicht zu übersehen war. Das gilt für Grundriß wie Fassaden. Der Ruf nach Licht, Luft und Sonne sorgt auch in unserem Fall für größere Fenster als überliefert. Das Haus, als Geschäftshaus entworfen, braucht Schaufenster. Die Qualität der Wohnräume verlangt weite Öffnungen.

Dem Architekten gelingt eine geschickte Lösung, die beide Forderungen erfüllt und doch die Bauweise der Nachbarschaft nicht umstülpt. Er koppelt die Fenster an der Straße zu einer festen Reihe. Jedes Fenster erscheint sowohl für sich wie auch als Teil der Reihe. Jedes Fenster ist nicht besonders groß, aber gekoppelt ergeben sie eine ordentliche Belichtung. Der Fünfergruppe größerer Fenster im Erdgeschoß folgt eine solche kleinerer im ersten Obergeschoß, und im Giebel noch eine kleine Dreiergruppe. Sie alle haben stehende Formate mit verwandten Proportionen (siehe Bild auf der nächsten Seite), das heißt, die Fenster des Erdgeschosses gleichen sich durch eine horizontale Teilung denen des Ober-



geschosses an, im Giebel ist das Motiv verkleinert wiederholt. Die Fassade an der Straßenseite gewinnt durch die strenge Ordnung repräsentativen Charakter, der auch durch den Eingang zum Geschäft nicht gestört wird. Er ist auf der Längsseite des Hauses zum Hof hin angeordnet, wo die Fassade zwar die Reihung der Fenster teilweise wiederholt, aber durch einzelne Öffnungen insgesamt sehr

viel lockerer und privater wirkt. Die Stellung des Hauses in der sogenannten halb offenen Bauweise folgt offensichtlich einem Vorgängerbau. Das gilt für Dachneigung, Giebel- und Firststellung ebenso. Ohne sich aufzudrängen, fügt sich das Haus in die überkommene Ordnung der Kirchstraße. Die Nachbarhäuser sind bedeutend jüngere Ersatzbauten der Vorgänger. Der Originalzustand hat sich kaum verändert. Die Schrift ist dem jeweiligen Geschäft angepasst worden, die Fenster haben einen zwar sichtbaren, aber doch relativ zurückhaltenden Sonnenschutz erhalten, und sie sind einmal in Plastik erneuert worden. Keine unwiederbringlichen Verluste an Substanz sind zu erkennen.

Neben der städtebaulich respektablen Haltung ist es durch die besondere Fensterlösung geprägt. Gerade diese aber sollte nach den Regeln einer Gestaltungssatzung durch Sprossen in kleine, rechteckige Formate aufgeteilt werden, als der Besitzer die verbrauchten Fenster durch gleiche

erneuern wollte. Das mag man für eine kleine, belanglose Änderung halten, hätte aber den Charakter des Hauses völlig verändert. Es gelang ihm, zum Glück für das Ortsbild, dies zu verhindern. Ich sage zum Glück für das Ortsbild, weil es schön ist, wenn die verschiedenen Zeiten erkennbar bleiben, in denen es entstanden ist. Es ist kein erstrebenswertes Ziel, die Zeitgebundenheit der einzelnen Elemente auszulöschen und den Eindruck einer Einheitsgestaltung zu erzeugen. Im Ortskern von Veitshöchheim stehen Häuser ganz verschiedener Epochen. Dies Haus ist ein gut erhaltenes und sehr charakteristisches Beispiel für die Architektur der Nachkriegszeit. Derartige Häuser zu pflegen, ihnen den regelmäßig notwendigen Bauunterhalt zukommen zu lassen und sie in ihrer stofflichen Erscheinung zu bewahren, sichert sie als Zeugen vergangener Bauepochen. Nicht Einheit, sondern Diversität macht den Reichtum eines Ortsbildes aus. Man könnte auch sagen, Vielfalt statt Einfachheit. ¶



Raus aus dem Alltag – rein ins Erlebnis.
Mit dem Bayern-Ticket für nur 28 Euro.



**Mit uns zu den schönsten Ausflugszielen Bayerns.
Bis zu 5 Personen. 1 Tag. 1 Ticket.**

Für günstige 28 Euro den Alltag einfach hinter sich lassen.

- Für bis zu 5 Personen oder Eltern/Großeltern (max. 2 Erwachsene) mit beliebig vielen eigenen Kindern/Enkeln unter 15 Jahren.
- Einen Tag lang gültig für beliebig viele Fahrten in der 2. Klasse.
- Gilt in allen Nahverkehrszügen, in allen Verbundverkehrsmitteln (S-, U-, Straßenbahnen, Bussen) und fast allen Linienbussen in Bayern.
- Montags bis freitags von 9.00 bis 3.00 Uhr des Folgetages, am Wochenende und an in ganz Bayern gültigen Feiertagen sogar schon ab 0.00 Uhr.
- In ganz Bayern und im österreichischen Außerfern, bis Kufstein, Salzburg, Ulm Hbf, Sonneberg sowie auf den Strecken Hergatz-Kißlegg-Memmingen, Ansbach-Craillsheim und Hasloch (Main)-Lauda-Würzburg.
- Für Alleinreisende: das Bayern-Ticket Single für nur 20 Euro.
- Preise am DB Automaten, für nur 2 Euro mehr mit persönlicher Beratung in allen DB Verkaufsstellen.

Die Bahn macht mobil.

✂ Short Cuts & Kulturnotizen ✂

Helmut Hirte, Bildhauer in Aschaffenburg, eröffnete zusammen mit Katharina Gauly Anfang Oktober seinen **Kunstraum Helmut Hirte**, was erwähnenswert ist, weil die beiden mit der Ausstellung „Bildhauerzeichnung als persönliche Äußerung in Raum und Zeit“ (bis 29.11.) in Hirtes Bildhauerwerkstatt in der Aschaffener Güterstraße 6 nicht nur einfach eine neue Galerie eröffneten, sondern auch fundierte Werkstattgespräche anbieten, die, wie man an dem Besucherandrang merken konnte, auch gerne angenommen werden. Den Anfang machte am 8.11. **Christoph Rust**, Professor für Ästhetik und Kommunikation in Bielefeld, der über „Im Reservoir der Linien – zu zeitgenössischen Bildhauerzeichnungen“ referierte und sich dabei auf die in der Galerie gezeigten Originale von den fünf Bildhauern **Leo Kornbrust**, **Michael Schoenholtz**, **Franz Bernhard**, **Werner Stötzer** und **Lothar Fischer** bezog. Rust kategorisierte in seinem Vortrag (mit anschließender Diskussion) die künstlerischen Äußerungen der bekannten Bildhauer nach ihrer

Beziehung zum dreidimensionalen Qeuvre: als erste Ideenskizze mit zeichnerischen „Suchbewegung“, als freie Zeichnung, als Werkzeichnung.

Am Sonntag, 29.11., wird um 11 Uhr der Schauspieler Daniel Breitfelder die Finissage mit Interpretationen zur Ausstellung gestalten. [sum]

Öffnungszeiten: Mo - Fr 10 - 18 Uhr, Sa 9 - 15 Uhr u. n. V.,
Tel.: 06021-26217.
www.helmut-hirte.de

Die Würzburger **Galerie Gabriele Müller**, Theaterstr. 18, eröffnet am Sonntag, 29.11., um 11.30 Uhr, ihre neue Ausstellung mit einem „neuen“ Künstler, **Michael Knoth**, und einem „altbewährten“, **Andreas Lutherer**. Der in Meerbusch lebende Michael Knoth gestaltet mit äußerster Präzision aus Papierstreifen sensible, räumliche Objekte. Den Fotografen Andreas Lutherer vertritt die Galerie von Anfang an. Lutherer lebt am Niederrhein; die aktuellen Fotografien sind auf einer Norwegenreise entstanden. Die Landschaftsdarstellung interessiert

Anzeige



**50 JAHRE
DRUCKQUALITÄT**

Traditionsbetrieb mit Zukunft...

High-End-Qualität und Präzision stehen bei uns an oberster Stelle. So wie es unsere zahlreichen Stammkunden seit jeher von uns gewohnt sind.

Eine Tradition die verbindet,
der man vertraut.

Beckdruck GmbH
Fraunhoferstraße 9
D-97076 Würzburg

Telefon (09 31) 28 44 90
Fax (09 31) 28 44 34
eMail info@beckdruck.de
Web www.beckdruck.de

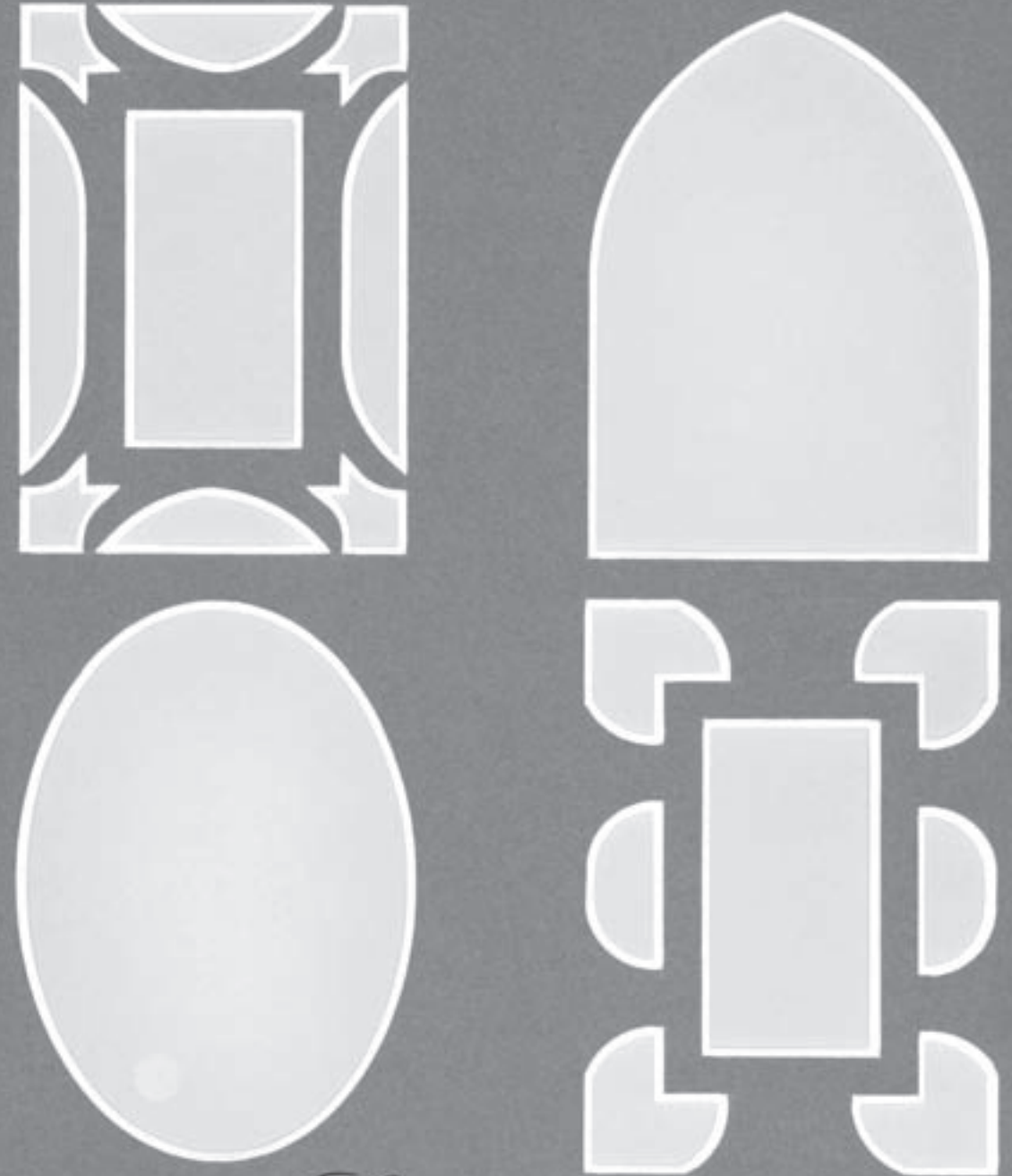




Traditionsbetrieb seit 50 Jahren

Mehr als nur Passepartouts

mit dem Wizard CMC jetzt neu bei



Schwarzweiler

KREATIVES WOHNEN

Hofstr. 3 97070 Würzburg
Tel. 0931- 42 304 Fax 0931- 41 65 96
www.schwarzweiler.de

den Fotografen von jeher. Das Motiv ist, ebenso wie der Standort bewußt erwählt, nichts dem Zufall überlassen, sondern einem strengen Konzept unterworfen. Zusätzlich zu sehen sind seine Öl hinter Glas-Arbeiten. [sum]

Die Ausstellung dauert bis 10.01.2010.

Öffnungszeiten: Di - Fr 10 - 13 Uhr und 14 - 18.30 Uhr, Mo 10 - 13 Uhr, Sa 10 - 14 Uhr u. n. V. Tel.: 0931- 4652949.
www.galerie-gabriele-mueller.de

Wer wissen möchte, was ein Fundamentalmechaniker ist, der muß am Sonntag, 6.12., um 11 Uhr die Würzburger **Galerie Schwarzweller** besuchen. Vielleicht ist das ein Mann mit sicheren Grundlagenkenntnissen in der Mechanik bzw. Physik, die durch nichts zu erschüttern sind? Das Rätsel wird der Würzburger Magnus-P. Kuhn in seiner Performance lösen, indem er wie angekündigt aus Anlaß der neuen Ausstellung „seine Koffer öffnet“ und das Mitgebrachte - neue „Werkzeuge des Grauens“ (?) - erläutern wird. Komplettiert wird die Vernissagenfeier in der Galerie Schwarzweller mit Musik von Olivier Munique (Gesang und Gitarre). Die Ausstellung mit dem Titel „Blech - Farbe“ mit Skulpturen im Außenbereich von **Magnus-P. Kuhn** und mit Bildern von **Helmut Nennmann** ist bis auf weiteres während der Öffnungszeiten der Galerie Schwarzweller zu sehen: Mo - Fr von 9.30 - 18.30 Uhr und Samstag von 9.30 - 16 Uhr. [sum]

Immer mehr Menschen haben die Krankheit in ihren Alltag integrieren müssen und leben mit HIV. Am 1. Dezember 2009 wird deshalb wieder der Welt-AIDS-Tag begangen, der wichtig ist, weil auch in Deutschland die HIV-Neuinfektionszahlen steigen und bis heute so viele Menschen in der ganzen Welt an ihrer Infektion gestorben sind.

Aus diesem Anlaß lädt SchwuPs, die schwule Präventionsgruppe des **WuF-Zentrums** zu einer Benefizveranstaltung der besonderen Art ins WuF e.V., das schwulesbische Zentrum im Niggelweg 2 in Würzburg ein.

Vier musikalische Gruppierungen werden den Abend mit ihrer individuellen Musik gestalten. Ob Gesangsdarbietungen, Harfenspiel oder keltische Klänge - alle Musiker unterstützen mit ihrem Auftritt die Präventionsgruppe, die in diesen Wochen ihr fünfjähriges Bestehen begeht. Gleichzeitig wird ein schwules Paar aus seinem Leben mit der eigenen HI-Infektion erzählen, und wir gedenken aller Freunde und Bekannten, die an HIV verstorben sind. Der

Eintritt ist frei, die erbetenen Spenden kommen dem M.W.A.N.Z.A. e.V. zur Unterstützung der Aids-Arbeit des Shaloom Care House in Tansania sowie der WuF-eigenen Präventionsarbeit zugute. [as]

Beginn der Veranstaltung ist um 20.00 Uhr

111 Millionen Besucher kamen 2008 in die Museen und Ausstellungshäuser

104 852 334 Interessierte besuchten die Museen in Deutschland im vergangenen Jahr 2008. Das ist zwar die zweithöchste Zahl seit Beginn der Besuchszahleenerhebung im Jahr 1981, bedeutet aber dennoch im Vergleich zu 2007 einen Besucherrückgang von 2,3 Prozent, das zeigt aktuell die jährlich erarbeitete statistische Gesamterhebung des Institut für Museumsforschung der Staatlichen Museen in Berlin.

Der Schwund erklärt sich dadurch, daß sich 2007 vor allem die Sonderausstellungen zu Publikumsmagneten entwickelt hatten. Da es dagegen im Jahr 2008 bei diesem Museumstyp nur vergleichsweise wenig gut besuchte Kunstausstellungen (exemplarisch sei hier die Mark - Rothko - Retrospektive in Hamburg genannt) gab, sank hier die Besucherzahl sogar um acht Prozent.

Ein ähnlicher Trend war auch bei den anderen Museumsarten wie naturwissenschaftlichen Einrichtungen (-3,3%) oder kulturgeschichtlichen Spezialmuseen (-3,8%) zu beobachten, wogegen die Gesamtbesuchszahl für Institute mit historisch-archäologischen Sammlungen nahezu gleich geblieben ist. So sahen beispielsweise die Schau „Babylon, Mythos und Wahrheit“ über eine halbe Million Besucher. Die Naturkundemuseen konnten, laut Studie, allerdings einen vermehrten Zulauf verzeichnen. Zurückzuführen sei dies auf spektakuläre Neukonzeptionen und Eröffnungen.

Das Institut für Museumsforschung ermittelt zusätzlich auch die Zahlen von Ausstellungshäusern, die zwar keine eigene Sammlung besitzen, aber überwiegend nicht-kommerzielle Ausstellungen musealen Charakters zeigen.

Von 488 Häusern machten dazu immerhin 325 ihre Angaben. Dabei konnten 6 185 463 Besucher ermittelt werden, das bedeutet zu 2007 einen kleinen Zuwachs von einem halben Prozent.

Insgesamt sahen also zusammengerechnet 111 Millionen die 9000 Sonderschauen in über 2600 bundesdeutschen Museen und Ausstellungshäusern. [as]

LISE CHARMEL

Anzeige



Ich fühl' mich wohl.



Wäsche & Mode hautnah!

Jetzt neu:
Am Schmalzmarkt 5
Tel.: 0931-52304

Anzeige



NOVEMBER/DEZEMBER 2009 - 4,30 EUR

franken

MAGAZIN FÜR LAND UND LEUTE

Die Welt
der Malzfabrik
Weyermann®
Bamberg

Fränkische Profile:
BERND REGENAUER
Kabarettist aus Franken

Stadt:
ROTHENFELS
Die kleinste
Stadt Bayerns

Geschichte:
DER MAUERFALL
Grenzöffnung vor 20 Jahren
in Franken

Wissenschaft:
BIENENFORSCHUNG
als Schulkonzept

Denkmalpflege:
WELTERBEZENTRUM
Bamberg



Aus Würzburg! Für Franken! Im Zeitschriftenhandel!